

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 24

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Katherine Alfrey
Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort

von
Walter Gödden

unter Mitarbeit von
Patricia Khreiche



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 24

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem
Förderverein Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden

Band 24

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile
desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in
anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne
vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2010 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-811-1
Satz: Walter Gödden
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt*

Delphinensommer (1963)	7
Penny Brown (1964)	29
Dimitri (1966)	41
Rauhbeins im Busch (1970)	51
Spuk im goldenen Kürbis (1970)	58
Sie kamen nach Delos (1980)	65
Der flammende Baum (1982)	77
Achim (1984)	85
Das Haus am Deich (1988)	88
Die Erscheinung in der Schlucht (1989)	102
Die Trojanerin (1990)	109
Aktis. Sohn der Trojanerin (1993)	123
Lebensstationen in Bildern	130
Nachwort	137
Text- und Bildnachweise	149

* Es handelt sich jeweils um Textauszüge aus den genannten Werken



In Griechenland, um 1980

Delphinensommer (1963)

Nicht weit von Evangelias Haus stand eine weiße Kapelle, mitten im Feld und doch ziemlich nahe am Weg. Diese Kapelle, so schmucklos und bescheiden sie war, hatte einen bedeutenden Ruf. Sie war der Mutter Gottes geweiht, und zu ihr pilgerten alle, die ein besonders dringendes Anliegen hatten. – Man nannte sie deshalb ‚Unsere liebe Frau von der schnellen Hilfe‘. Eigentlich hieß sie ‚Panagia im Gefild‘, aber Andrulas Mutter hatte noch einen dritten Namen für sie: ‚Panagia Gitonissa‘, ‚Die Allerheiligste Nachbarin‘. Sie ging jede Woche zu der kleinen Kirche, um die Lämpchen vor dem altersdunklen Holzbild der Jungfrau zu reinigen und mit frischem Öl zu füllen, und sie fegte den kleinen, fast leeren Raum regelmäßig. Wenn sie irgend konnte, zündete sie auch einen Wachsstock an, den dünnsten und billigsten zu einer halben Drachme. Aber es kam selten vor, denn selbst eine so geringe Münze wie eine halbe Drachme war viel Geld für Evangelia. Doch brachte sie jedesmal wenigstens eine schöne Blüte mit oder einen duftenden Zweig von ihren Blumentöpfen, und sie hatte auch ihre kleine Tochter gelehrt, das zu tun.

Am ersten Tag, als Andrula die Ziege zur Weide geführt hatte, war sie schnell vom Wege abgebogen und zu dem Kirchlein hingelaufen. Sie hatte ein Ästchen vom Rosmarinbusch und zwei kleine Rosen vor das Bild gelegt, sich fromm bekreuzigt und war dann leichten Herzens fortgesprungen. Am nächsten Morgen aber drängte es sie zu sehr zu der Bucht hin, in der ihr neuer Freund auf sie wartete, und auch heute ging sie an der kleinen Kapelle vorbei, obwohl die Mutter ihr, nachgerufen hatte: »Bring der Gitonissa eine Blume! Ich kann heute nicht zu ihr hin.«

Andrula hatte genickt, aber nicht hingehört, und nun lief sie eilig davon. Auch die arme Katsika wurde noch unbarmherziger angetrieben als am Tag zuvor. Andrula wusste, dass sie zu früh in der Bucht ankommen würde, und doch konnte sie es nicht ändern. Sie konnte es nicht erwarten, zu sehr lockten das Meer und die geheimnisvolle Insel.

Dafür gab sie der Ziege ihr ganzes Brot. Für sie selber blieben der Käse und die salzigen Oliven. Unschlüssig sah sie von dem weißen auf das schwarze Häufchen: ohne Brot – was fing sie damit an? Mitnehmen konnte sie nichts. Sie würde sehr hungrig werden, das war klar, denn die Traube war natürlich für den Delphin bestimmt. Schließlich sagte sie sich, sie könne den Käse essen, während er die Traube verzehrte – sie hoffte, er würde das Beerenspiel heute nicht zu lange ausdehnen wollen! –, die Oliven aber würde sie in einer Lücke zwischen zwei großen Steinen verstecken. Da konnten sie bleiben, sie hielten sich ja. Die Armut hatte das Kind gelehrt, mit jeder kleinsten Speise achtsam umzugehen. Gerade hatte sie eine geeignete Spalte gefunden, da spritzte und platschte es hinter ihr: Der Delphin war gekommen. Freudig sprang sie zurück auf den glatten Stein: »Guten Morgen«, rief sie, »guten Morgen! Hier ist deine Traube!«

»Nimm sie mit«, sagte er, »für das Spiel haben wir jetzt keine Zeit. Es ist ein weiter Weg bis zur Insel.«

Die Traube mitnehmen! Andrula sah ihn verwundert an. Wie sollte sie sich dann festhalten – nur mit einer Hand?

»Woran willst du dich denn festhalten?« fragte der Delphin belustigt. »Habe ich eine Mähne wie ein Pferd? Oder hast du einen Zügel mitgebracht?«

Nein, das hatte sie nicht, nicht einmal einen Gürtel, der als Zügel hätte dienen können. Wie sie sich auf dem glatten Fischrücken halten würde, war ihr ein Rätsel – aber der Delphin glückte nur.

»Komm«, sagte er, »lass das Kleid zurück, das brauchst du nicht. Es wird nur nass.«

Andrula streifte ihren grauen Kittel ab, rollte ihn zusammen und versteckte ihn gut. Sie stopfte von dem Käse in den Mund, soviel sie in der Eile schlucken konnte; was übrig blieb, nur ein kleiner Rest, kam zu den Oliven.

Nun war sie bereit. Die große Traube in der Hand, stieg sie vorsichtig von dem glatten Felsen hinunter, genau wie der Delphin sie anwies. Die nächste Stufe lag schon ziemlich tief unter Wasser, und von ihr aus war es leicht, aufzusitzen. Der große Fisch hielt ganz still, und da saß sie. Rittlings dicht hinter seinem Kopf mit der drolligen Schnauze; sie presste seine Flanken mit den Knien, denn er sagte, so müsste sie sich festhalten.

Zuerst war ihr recht bänglich zumute. Es ging so schnell! Sie wünschte nichts so sehr, als etwas zu haben, woran sie sich festhalten könnte – irgend etwas: ein Band, oder auch nur eines der langen Tanggewächse, die der Sturm manchmal ans Land trieb. Aber bald merkte sie, dass ihr keine Gefahr drohte. Der Delphin schwamm mit gleichmäßiger Geschwindigkeit und dicht an der Oberfläche dahin. Mit der wachsenden Sicherheit kam die Freude an diesem Ritt über das Meer. Wie leicht, wie frei dieses Dahingleiten in Kühle und Stille war! Viel, viel schöner, als in einem Boot zu fahren. Das hatte Andrula ein einziges Mal in ihrem Leben getan, als Fotis, der Sohn des Fischers Sotiris, im vorigen Sommer mit einer Ladung kleiner Mädchen und Jungen um die Bucht gondelt war. Die Ruder hatten geknarrt, und der alte, schwere Kahn war langsam über das glatte Wasser der Bucht gezogen, mühselig beinahe. Dennoch hatte Andrula gemeint, es könne nichts Schöneres geben als eine solche Fahrt. Jetzt erlebte sie, dass es etwas viel, viel Schöneres gab. Auf einem Delphin über das Meer reiten: das war, als sei man selber ein Boot, ein schmales, flin-

kes, mit einem hohen Segel, und ein frischer Wind trieb es dem Ziele zu. Es war wie schweben, es war wie fliegen – ja, sie war Fisch und Vogel zugleich. In ihrer Freude fing Andrula an zu singen, wie sie es damals alle zusammen in Fotis' altem Kahn getan hatten:

»Ein Schiff kam von Chios ...«

Der Delphin gluckste tief in der Kehle und gab ein leises, weiches Pfeifen von sich. Wie alle seiner Sippe liebte er heitere, leichte Weisen fast so sehr wie Fisch zum Frühstück, Mittag- und Abendbrot. Er schwamm oft weite Strecken, um Musik zu hören, und folgte mit seinen Brüdern einem Schiff manchmal meilenweit, wenn an Deck das Radio spielte. Als Andrula ihr Lied beendete, bat er: »Sing weiter, Kind! Aber etwas Sanftes, hörst du? Denn wenn ich Lebhaftes höre, dann kann ich nicht anders –, dann muss ich springen, und das würde dir übel bekommen.«

Ryos und Anti-Ryos lagen schon hinter ihnen, fielen zurück, wurden bläulich und blasser. Das Meer glänzte und glitzerte im Mittagslicht, und zum ersten Male sah Andrula ihre Insel richtig. Sie tauchte wie eben erschaffen aus diesen heiteren Wassern auf, aber sie war kleiner, als sie es sich vorgestellt hatte. Bald konnte sie feststellen, dass ihre Hänge steil und zerklüftet zum Meer abfielen. Und sonderbar: Es war beinahe – aber das war doch nicht möglich! –, es war, als käme die Insel ihnen entgegen.

Möglich oder nicht, das Kind war froh darüber. So lustig der Delphinritt zuerst gewesen war, so kühl und seidig die See – nun war die Sonne längst höher gestiegen und zielte mit ihren brennenden Strahlen auf Andrulas Kopf und ihre ungeschützten Schultern. Warum hatte sie auch kein Kopftuch umgebunden? Das Gleißeln des Wasser tat ihren Augen weh ...

»Gleich sind wir da«, tröstete der Delphin.

Aber da schoss es weiß und glänzend durch die blaue Flut heran. Ein schmales Gesicht mit großen, grünlichen Augen tauchte dicht neben ihnen auf.

»Die Gorgona!« rief Andrula erschrocken, und noch ehe das Wunderwesen etwas sagen konnte, tat sie, was in diesem Fall getan werden musste, wenn man mit dem Leben davonkommen wollte.

»Der große Alexander lebt und herrscht!« sagte sie laut und deutlich.

»Wer lebt und herrscht?« fragte das Wasserwesen sehr überrascht.

»Dein Bruder«, sagte Andrula, die sie für die sagenhafte Schwester Alexanders des Großen hielt.

»Ich habe neunundvierzig Schwestern«, sagte das Meer-mädchen, mühelos Seite an Seite mit dem Delphin schwimmend, »aber soviel ich weiß, keinen Bruder. – Was ist es mit diesem Alexander?«

Es wirbelte in der glasklaren See, und ein halbes Dutzend der neunundvierzig Schwestern kam an die Oberfläche, Arm in Arm und eine so schön wie die andere.

»Ja, erzähle uns von diesem Alexander«, riefen sie übermütig.

»Mädchen, Mädchen«, wehrte der Delphin ab, »lasst sie doch erst an Land gehen! Seht ihr nicht, wie müde sie ist? Wie die Sonne ihr zusetzt?«

Ein siebenstimmiges Gelächter sprang auf. Es erschien diesen Geschöpfen des Meeres unendlich komisch, dass jemand im Wasser müde werden konnte oder an der Oberfläche blieb, wenn ihm die Sonne zu stark wurde.

»Ja, lacht nur«, sagte der Delphin. »Hier habt ihr gut lachen! Aber steigt doch mit ihr an Land und seht, wie lange ihr da frisch bleibt!«

Übermütiges Gekicher sprühte auf wie ein Schauer von Tropfen. Eine der sieben glitt näher heran: »Gib sie uns! Wir wollen sie auf unseren Armen ans Ufer tragen.«

»O nein«, sagte der Delphin sehr entschieden.

»Ich habe sie gefunden, ich bringe sie nach Hyria und wieder zurück, versteht ihr?«

Da lachten sie aufs Neue; es klang, als ob Gläser aneinanderklirrten. Aber sie ließen ab und glitten spielend und schwatzend neben ihnen her, bis sie die ersten braunen und ockerfarbenen Felsen erreichten. Nun hoben viele weiße Arme Andrula empor und setzten sie auf einen Stein, der im Schatten eines höheren Vorsprunges lag:

»Willkommen auf Hyria! Und nun – wie war das mit unserem großen Bruder, von dem wir gar nichts wissen?«

Im ersten Augenblick war Andrula wie geblendet, weil sie unvermittelt aus grellem Licht in tiefen Schatten geraten war. Das Blut klopfte ihr in den Schläfen. Sie tat ein paar lange Atemzüge, und ihr wurde besser. Die Luft war süß und frisch auf dieser Insel Hyria, wie der Delphin und die seltsamen Mädchen sie genannt hatten.

Die Insel, die keine Menschen wollte? Andrula spürte davon nichts, und sie spürte auch keine unsichtbaren Augen, die unfreundlich auf ihren Rücken gerichtet waren. Im Gegenteil, ihr war überaus wohl hier. Der Stein, auf dem sie saß, trug sie ebenso willig, wie der glatte Felsen daheim in der kleinen Bucht.

»Der große Alexander«, begann sie, »ja, er war ein König und ein Held, vor langer Zeit. Noch bevor die Türken uns Griechen zu ihren Sklaven machten. Er zog mit seinen Soldaten über das Meer und eroberte viele Länder. Wohin er kam, hat er sich alles untertan gemacht: Städte, Dörfer, ganz Klein-Asien. Aber ich weiß nicht, wie alle diese fernen Orte heißen.«

»Macht nichts«, sagte eine der Nereiden, die sich im Halbkreis, dicht vor ihr, gelagert hatten, ein Kranz von hellen, aufmerksamen Gesichtern über hübschen, glatten Mädchengliedern, die so bequem im Wasser ruhten wie Menschen auf grünem Rasen.

»Er hatte eine Schwester«, berichtete Andrula weiter, »die liebte ihn mehr als alles in der Welt. Aber bei einem Sturm ist sie von seinem Schiff ins Meer gestürzt, und er hat sie verloren. So erzählen die Fischer bei uns. Ertrunken ist sie nicht, sie ist zur Meerfrau geworden, zur Gorgona. Sie hat einen Fischleib, und in einer Hand hält sie den Dreizack, in der anderen ein Segelboot – die Kalliope, die Frau des Kaffeewirtes, hat sie so gestickt, ganz bunt und in Seide, und jetzt hängt sie bei ihr an der Wand. Unter Glas; ich habe sie oft gesehen.«

»Aber der Alexander, was ist aus dem geworden?« fragten alle sieben Nereiden zugleich.

»Der ist gestorben. Ich glaube, er war noch ganz jung«, antwortete Andrula traurig.

»Aber du hast doch gesagt, er lebt und regiert!« rief der Chor gläserner Stimmen.

»Ja, das muss man. Die Gorgona schwimmt immer noch im Meer und hofft, ihren Bruder zu finden. Manchmal taucht sie auf und ruft ein Schiff an: Lebt der große Alexander? Und dann muss man sofort antworten: Der große Alexander lebt und herrscht! Denn wenn man die Wahrheit sagt: Er ist schon lange tot und begraben – dann wird sie furchtbar böse und macht riesige Wogen und zieht das Schiff auf den Grund.«

»Ach, Unsinn«, sagten die Meermädchen untereinander, »das sind wir doch – und unsere Vettern, die Winde, die das tun. Wisst ihr was, Schwestern? Diese Gorgona gibt es gar nicht.«

»Und wenn es sie gäbe«, sprang eine der Nereiden im Wasser auf, »wie dumm muss sie sein, dass sie sich immer wieder so anlügen lässt!«

Damit verloren alle das Interesse an der Gorgona und wandten sich wieder zu dem Delphin: »Gib uns das kleine Menschenkind, Guter – lass uns mit ihm spielen.«

»O nein«, widersprach Andrulas Freund, »das kleine Menschenkind geht jetzt sich die Insel ansehen.« Er war

während ihrer Erzählung langsam auf und ab geschwommen, mit munteren, aber wachsamen Augen.

Andrula fiel ein, dass sie ja immer noch die Traube in der Hand hielt.

»Nein, erst dies!« rief sie. »Fang!« Und sie warf die erste Beere. Da kamen die Wellentöchter wieder herbei: »Uns auch! Uns auch!« riefen sie.

»Ihnen auch?« fragte Andrula den Delphin. »Meinetwegen«, gluckste er, »aber es ist ihnen nicht um die Beeren zu tun, sondern nur um das Spiel. Du wirst sehen – sie mögen Trauben nicht.«

So warf Andrula denn ihre Beeren nah oder weit, und es gab einen fröhlichen Kampf, wer sie am behendesten hassen konnte. Die ersten wanderten in den Mund der Meermädchen, die vor Ekel die Gesichter verzogen: »Pfui, das ist ja süß!« Es war offensichtlich, dass sie Salziges vorzogen. Danach begnügten sie sich damit, dem Delphin die Beeren abzujagen und ihn doppelt und dreifach darum springen zu lassen. Aber er war mindestens so flink und wendig wie sie; sie mussten sich schon sehr tummeln, wenn sie gewinnen wollten.

Andrula sah lachend zu, aber um die Beeren tat es ihr leid. So kühl, so süß und frisch, und sie hatte solchen Durst. Sie pflückte eine für sich selbst, und dann noch eine: »Ich bin furchtbar durstig«, entschuldigte sie sich bei dem Delphin.

»Durstig?« rief eine der Nereiden. »Und all das Wasser hier?«

»Ja, Salzwasser«, sagte Andrula ärgerlich.

»Das ist doch gerade das schöne daran«, lachte das Meermädchen, schlug einen Purzelbaum, verschwand und tauchte zwischen zwei ihrer Schwestern wieder auf.

»Wenn du Durst hast«, meinte der Delphin, »solltest du zur Quelle gehen und trinken.«

»Zur Quelle?« rief Andrula überrascht. »Aber die Insel ist doch wüst und dürr und trocken, hat der Fischer Sotiris gesagt!«

»Der Fischer Sotiris wird wohl nicht viel von Hyria gesehen haben; wie sollte er es also wissen? Geh nur, folge dem Pfad dort um die Felsschulter herum, der wird dich schon hinbringen.«

»Wird mir auch nichts geschehen?« fragte Andrula nun doch etwas ängstlich, weil sie allein ins Innere der Insel gehen sollte.

»Bist du nicht der Gast Hyrias?« gab der Delphin zurück.

»Der Gast ist heilig. Geh nur, komm aber gleich zurück. Ich warte auf dich.«

Beruhigt nickte sie und sprang von Stein zu Stein aufwärts. Als sie die Höhe des Ufers erreicht hatte, wandte sie sich um und winkte ihm zu. Das Wasser war so klar, dass sie das große Tier wie durch Glas sehen konnte. Die Meermädchen waren fortgeschwommen; nur zwei waren noch zu erblicken. Ihr Haar lag wie goldbrauner Seetang auf den dunkelblauen Wogen.

Da war der Pfad: nur eine schmale Spur, wand er sich an der steilen Küste hin, um sich bald landein zu krümmen. Andrula war erstaunt, wie grün es auf den Hängen war. Zwar wuchs nur wenig Gras, aber der Boden war mit kurzen, krausen Kräutern bedeckt, die einen starken Duft zu ihr emporschickten, wenn ihre bloßen Füße sie streiften. Sie unterschied Thymian, Majoran und sogar eine niedrige Art von Minze, und dazwischen standen all die kleinen, roten, blauen und violetten Blumen, die daheim schon seit Ende April zu blühen aufgehört hatten.

Was hatte Sotiris nur gemeint, als er diesen Ort unfreundlich genannt hatte? Es war der heiterste, freundlichste Ort der Welt. Man brauchte nur zu atmen, und seine goldene Heiterkeit floss einem durch die Adern. Andrula lachte laut über den Fischer, weil er dumm war und die Insel Hyria so gründlich missverstanden hatte.

Da lag die Quelle vor ihr. So durstig sie war – sie musste einen Augenblick stillstehen und staunen:

Ein so schönes Fleckchen Erde hatte sie noch nie gesehen.

Zwischen großen, weißen Steinen sprang Hyrias Quell in ein Becken, dessen Boden mit bunten Kieselsteinen bestreut war. Jeder dieser braunen, gelben und bläulichen Steine war versilbert von dem klaren Strahl. Wie Früchte sahen sie aus, wie Feigen, Mispeln und Trauben.

Und kalt war dieses Wasser! Und süß. Nie in ihrem Leben hatte Andrula solches Wasser gekostet.

Sie schöpfte mit beiden Händen und kühlte ihr Gesicht. Dann setzte sie sich auf den Rasen, schlang die Hände um ihre Knie und blickte dem silbernen Rinnsal nach, das plätschernd durch ein kleines Tal wanderte.

Die Augen wurden ihr weit. Da unten – da, wo das Wasser sich in einem zweiten, etwas größeren Becken kräuselte –, sah das nicht aus wie der Saum eines viel gefältelten weißen Kleides? Unendlich anmutig hob es sich über diesem Saum in die Höhe, eine schmale, leichte, wie durchsichtige Gestalt schimmerte, lächelte und war verschwunden.

Andrula wusste genau: Sie war nicht eingeschlafen und hatte die Erscheinung etwa im Traum erblickt. Sie hatte doch die ganze Zeit die Nachtigall gehört, die da drüben im Oleanderstrauch sang! Oder hörte man im Traum eine leibhaftige Nachtigall?

Das war übrigens auch etwas zum Nachdenken.

Eine Nachtigall – im September? Aber auf dieser Insel war wohl alles möglich.

Sie stand auf und ging hin zu der Stelle, an der sie die Gestalt zu sehen geglaubt hatte, blieb aber ehrerbietig ein paar Schritte entfernt stehen und sagte leise und sehr deutlich: »Kyria mu, ich danke dir für das Wasser! Es ist das beste Wasser in der Welt.«

Dann ging sie hin und brach zwei blassrote Anemonen, die sie vorhin nicht weit vom Pfade bemerkt hatte, und warf sie in das Becken. Der Quell murmelte und kicherte unter seinen Steinen und spielte mit den Blumen, bis sie in der Mitte des Beckens sacht umeinander trieben. Er trug sie nicht weiter.

Damit also hatte es seine Richtigkeit. Zufrieden und leichten Herzens lief das Mädchen zu ihrem Freund zurück.

»Kallisto selber«, sagte der Delphin beeindruckt, als sie ihm berichtete, was ihr begegnet war. »Die Nymphe des Quells – sie ist sehr scheu. Aber sie hat dich doch grüßen wollen.«

Andrula nickte. Sie verstand, dass ihr große Ehre erwiesen worden war.

Der Heimweg schien ihr kurz. Zum Glück, denn abermals brannte die Sonne mit aller Macht, und Andrula war froh, als sie endlich daheim auf ihrem flachen Felsen stand.

»Kommst du morgen wieder mit nach Hyria?« fragte der Delphin, als sie ihm dankte.

»Morgen ...« Ihr fiel ein, dass morgen Sonntag war.

»Nein, morgen lässt mich die Mutter nicht fort. Aber übermorgen früh, da wartest du hier auf mich, ja? Bitte!«

Er tauchte zwei-, dreimal nacheinander geschwind unter, gerade, als ob er nicken wollte.

»Ach, mein Delphinaki, wie lang wird mir die Zeit werden!« rief Andrula. Und er nickte noch einmal auf seine Weise, als ob er sagen wollte: Mir auch.

Meermädchen, eine Quellnymphe, ihr Delphin – Andrula hatte genug und übergenuß, sich in Gedanken damit zu beschäftigen, den ganzen Sonntag lang. Immer wieder erlebte sie jeden Augenblick ihrer sonderbaren Reise aufs Neue, sah sie jedes Bild, hörte sie jedes Wort, roch und schmeckte sie Duft und Wasser der Insel und das Salz der Wellen. Gleichzeitig empfand sie drängende

Ungeduld, all das wiederzuhaben. Noch nie war ihr ein Sonntag so lang erschienen.

Er war ja immer der stillste Tag in dem kleinen Haus hinter den Dünen. Der Webstuhl klapperte nicht, es wurde keine Arbeit getan, außer dass man das Geschirr abwusch und wegräumte. Nachmittags mochte diese oder jene Bekannte einen Augenblick an der Mauer lehnen und ein paar Worte reden, oder Evangelia wanderte mit ihrer Tochter über das Feld zu einem der Nachbarhöfe, wenn die ärgste Hitze vorüber war. Abends durfte Andrula auf eine Stunde ins Dorf und spielen. So war es immer gewesen, aber jetzt war es nicht mehr so.

Sie ging wie gewöhnlich mit der Mutter zur Kirche, brav und sauber in ihrem Sonntagskleid. Die Mutter hatte es selbst gewebt, mit einem Muster aus weißen Fäden über dem Saum und auf den kleinen Taschen. Als sie an der Kirche ankamen, erschien auch Stassa mit ihrer Mutter, in einem neuen Kleid aus glänzender Kunstseide, weiß, mit dicken roten Rosenknospen. Sie runzelte die Stirn, als sie ihre Gegnerin erblickte, und sah hochmütig an ihr vorbei.

Andrula lächelte. Mochte Stassa ein neues Kleid haben, – und wenn tausend rote Rosen darauf prunkten! Was war das schon wert, an ihrem eigenen Abenteuer gemessen? Sie warf den Kopf in den Nacken, stolzer als Stassa. War sie nicht weitgereist, Stassa aber noch nie von Kalonyos weggewesen?

Nach dem Gottesdienst ging Evangelia auf ihre Schwägerin zu.

»Sei gegrüßt, Stamatina«, sagte sie freundlich.

»Diese beiden hier haben sich gestritten. Kommt jetzt, Mädchen, gebt euch die Hand.«

Andrula zögerte, aber die Mutter schob sie vorwärts.

Da erklärte Stassa so laut, dass alle Vorübergehenden es hören mussten: »Dem Bettelkind brauche ich nicht die

Hand zu geben.« (Das machte das neue Kunstseidene mit den roten Rosen.)

»Was redest du da?« rief die Tante erschrocken und warf einen schuldbewussten Blick auf Evangelia. Aber die sagte nichts weiter als: »Komm, Andrula« und ging mit ihrer Tochter, ohne noch mit irgend jemandem ein Wort zu wechseln, die Dorfstraße hinab nach Hause. Sie mussten zum Bäcker hinein, um ihr Sonntagsessen abzuholen, das im Backofen gar geworden war; sobald sie aber die letzten Häuser hinter sich hatten, lief die Mutter immer schneller, als ob sie nicht abwarten könnte heimzukommen. Andrula hatte beinahe Mühe, mit ihr Schritt zu halten. Und dann schlug die Mutter das Hoftor zu, als wollte sie die ganze Welt ausschließen, – das Hoftor, das doch tagsüber immer offenstand!

»Deck den Tisch, Andrula«, sagte sie kurz. Sie verschwand in der Kammer, um sich umzuziehen, denn ihr einziges gutes Kleid musste auch am Sonntag geschont werden.

Als die Mutter zurückkam, bemerkte Andrula, dass sie geweint hatte. Ihr Gesicht sah verhärtet aus, und sie sprach kaum. Sie aß wenig von den gefüllten Tomaten, und nach dem Essen legte sie sich nicht hin, wie sie es gewöhnlich zu tun pflegten, sondern sie setzte sich an den Webstuhl.

»Mama!« rief Andrula bestürzt. »Am Sonntag –?« »Wenn die im Ort am Sonntag ihre bösen Zungen regen dürfen, dann darf ich am Sonntag ehrliche Arbeit tun«, sagte Evangelia. Es klang, als presste ihr der Zorn die Kehle zu. »Lass mich, mein Kind«, fügte sie milder hinzu, »ich muss etwas tun, sonst erwürgt es mich. Aber leg du dich hin.«

Andrula schämte sich so sehr, dass ihr Gesicht brannte. Das Klappern des Webstuhles schien doppelt so laut in der Sonntagsstille ringsumher. Das musste man ja in der Chora hören! Wie konnte die Mutter nur so etwas tun?

Nun würden die Leute sagen, sie seien so bettelarm, dass sie sogar am heiligen Sonntag arbeiten müssten. Ob sie an den Strand laufen sollte, damit doch wenigstens die Nachbarn sähen, es sei die Mutter, die den Sonntag nicht ehrte – sie selber habe nichts damit zu tun?

Aber dann machte sie ihr Herz zu Stein. Was brauchte es sie zu kümmern, wie die Menschen über sie und ihre Mutter sprachen! Und der Stassa würde sie nicht das kleinste Wort mehr gönnen, im Leben nicht.

»Leg dich schlafen, Andrula«, sagte die Mutter noch einmal.

Das Kind holte die Matte, breitete sie auf dem Boden aus und legte sich nieder. Grüblerisch sah sie dem Webeschiffchen nach, das mit seinem dunkelroten Faden durch die weiße Kette schoss. Die Mutter arbeitete heute sehr schnell. Nach einer Weile fragte sie: »Schläfst du, mein kleiner Vogel?« und ihre Stimme war nicht mehr zornig. Eher traurig und nachdenklich.

»Nein, Manula«, antwortete das Mädchen und stützte sich auf.

»Weißt du«, fuhr die Mutter fort, »der Stassa musst du das nicht übelnehmen – die schwatzt nur nach, was sie gehört hat. Und das ganze Dorf weiß, dass Tante Stamatina erst redet und nachher denkt.«

»Dann trage ich's der Tante Stamatina nach«, erklärte Andrula unversöhnlich.

»Sie hat mich nie leiden können«, sagte Evangelia bedrückt. »Ach, Andrula, mein Herz, was ist das für ein Leben? Was soll aus uns werden, aus dir und mir?«

Andrula war erstaunt. Werden? Was sollte weiter aus ihnen werden, als was sie jetzt waren: eine Mutter und eine Tochter? Und was für ein Leben es war? Ein wunderschönes Leben war es. Heute vielleicht etwas bitter, aber morgen ...

Morgen ging es wieder zur Insel, morgen, morgen!

Und gleich darauf war Andrula eingeschlafen.

Evangelia aber webte weiter und dachte nichts als Sorgen. Nun war nicht nur sie in der bitteren Einsamkeit, sondern auch ihr Kind. Die Leute in der Chora waren fast alle arm, die ganze Insel war arm. Trotzdem – sobald einer etwas mehr hatte als der andere, dünkte er sich viel, viel besser. Gerade weil sie so wenig besaßen, galt bei ihnen nichts so sehr wie Geld und Gut.

Noch war Andrula klein. Aber in fünf, sechs Jahren – was dann? Die Decke, an der sie jetzt webte, war für die Aussteuer einer Vierzehnjährigen bestimmt. Alle Mütter des Dorfes beeilten sich, Bett und Tischzeug anzuschaffen, sobald sie eine Tochter hatten. Denn eine Tochter musste man verheiraten, und zwar so gut wie irgend möglich; und dazu gehörte eine reiche Aussteuer. Und ein Stück Land, Olbäume, eine kleine Herde.

Andrula hatte nichts, gar nichts. Weder bunte Decken, noch Teppiche, noch Land oder Herde. Wer würde ein solches Mädchen zur Frau nehmen, arm wie es war? Niemand.

Evangelia fand keinen Ausweg, als diesen: ihre kleine Tochter möglichst bald auf ein einsames und hartes Leben vorzubereiten. Sie sollte lernen, für sich selber zu sorgen. Morgen würde sie ihr zeigen, wie man webt.

Als Evangelia noch am selben Abend Andrula ihren Entschluss mitteilte, stieß sie auf heftigen Widerspruch. Die Kleine wehrte sich mit allen Kräften: Nein, nein, nein – sie wollte nicht weben lernen, sie wollte nicht!

Einige Auflehnung hatte Evangelia erwartet, denn sie wusste, wie ungern ihre Tochter stillsaß. Aber dass sie sich so energisch weigern würde, das hatte die arme Mutter nicht gehnt.

»Einmal musst du es doch lernen«, sagte sie hilflos. »Was willst du sonst anfangen, wenn du groß bist? Wovon willst du leben?«

»Wenn ich groß bin, fahre ich zur See wie mein Vater«, erklärte Andrula.

»Mädchen fahren nicht zur See«, gab ihre Mutter kurz zurück.

»Mädchen wie ich fahren doch zur See!« Andrula stampfte mit dem Fuß, als ob sie ihren Entschluss in die Erde einrammen wollte, und fügte noch trotziger hinzu:

»Überhaupt: Jetzt sind Ferien.«

»Die Ferien dauern viel zu lange«, seufzte die Mutter. Sie hatte zu weben aufgehört und ihr Kopftuch geholt.

»Komm, wir wollen zur Kapelle gehen. Ich war gestern zu müde, die Lampen zu füllen. Nimm du die Ölflasche! Wo sind denn die Streichhölzer?«

Andrula fand die Streichhölzer, und sie gingen langsam den staubigen Weg an den Feldern entlang. Die Mutter trug einen kleinen Strauß von duftenden Geranienblättern, mit einer winzigen, fast kugelrunden und tiefdunkelroten Georgine mitten darin. Sie legte die bescheidene Opfergabe vor das Bild der Gottesmutter und stand eine Weile still davor. Die Allerheiligste sah mit ihren großen, fast schwarzen Augen auf sie herab.

Andrula machte sich an den Lampen zu schaffen.

Ihr war unbehaglich zumute, sie fühlte sich fast verlegen vor dem alten Bild. Sie hatte ihm nichts zu sagen, und sie wünschte, dass die Mutter nicht so lange beten möchte. Und sie wünschte, dass es ganz, ganz schnell dunkel würde, damit sie schlafen gehen könnte – und dass der neue Tag bald käme. Das war aber nichts, worum sie hier bitten mochte, doch wenn sie das Bild ansah, dann war ihr, als wüsste die Gitonissa genau, was sie im Sinn hatte.

Als sie wieder zu Hause ankamen, wartete die Frau des Schullehrers am Tor. Die Waschfrau Asimina sei plötzlich krank geworden; ob Evangelia morgen und übermorgen bei der großen Wäsche helfen könnte?

Natürlich konnte und wollte Evangelia das, jeder noch so kleine Verdienst war ihr willkommen. Andrula frohlockte: Da wurde morgen nichts aus der Webstunde –

und am Dienstag schon gar nicht. Kein Mensch fing an einem Dienstag etwas Neues an – der Dienstag war der Unglückstag.

»Du bleibst daheim«, entschied die Mutter, »und wäschst mir die bunten Sachen. Die großen Stücke darf ich mitbringen.«

Sie ging am Montag in der ersten Morgenfrühe aus dem Tor, ihr eigenes Bündel Wäsche auf dem Kopf tragend, und Andrula nahm sich kaum die Zeit, ihr nachzuwinken. So schnell sie konnte, zog sie Eimer auf Eimer Wasser aus dem Brunnen herauf, um den großen Kupferkessel zu füllen. Er stand in der Hofecke auf ein paar Steinen, und Andrula zündete ein Reisigfeuer unter ihm an.

Während das Wasser sich langsam erhitze, lief sie um neues Holz; sie führte die Ziege hinaus und kettete sie unter den Büschen an. Sie stellte die flache, viereckige hölzerne Wanne bereit und holte die Seife. Es war grüne Seife, grob und scharf; die einzige Art, die Andrula kannte.

Und dann rieb und rubbelte sie auf dem hölzernen Waschbrett, sie planschte und planschte, bis kein Fleck mehr zu sehen war. Nun spülen! Bald hing die Wäsche in der prallen Sonne, und Andrula jagte auf dem kürzesten Wege zur kleinen Bucht. Schon während sie über die Felsen kletterte, entdeckte sie ihren Freund weit draußen im Wasser. Er kam gerade zum Luftholen an die Oberfläche und sah sie sofort.

Gleich darauf pfiff er ihr zu: »Bleib nur da! Du kannst ebensogut von diesen Steinen aus aufsteigen!«

»Nein, nein«, rief Andrula zurück, »wenn mich einer sähe!«

Sie hielt nicht an, bis sie um die scharfe Felsnase herum war, die sie vor neugierigen Augen schützte. Erst dann streifte sie ihr Kleid ab, verbarg es gut und bestieg den Delphin. Heute behielt sie ihr Kopftuch auf, ein sehr

leichtes und großes. Es musste auch die Schultern schützen.

Diese zweite Fahrt war ganz ohne Beschwerde.

Schöner konnte nichts sein, als so durch die Wellen zu gleiten. Jawohl, dachte Andrula, wenn ich groß bin, fahre ich zur See. Sie sagte es auch dem Delphin, und diese Neuigkeit machte ihn so vergnügt, dass er am liebsten hoch über die nächsten Wellen gesprungen wäre. Aber er beherrschte sich rechtzeitig; seine kleine Freundin würde wohl nie wieder mit ihm übers Meer fahren wollen, wenn er ihr einen solchen Streich spielte. Er begnügte sich damit, leise und eifrig vor sich hin zu pfeifen. Etwas Ähnliches ging Andrula tatsächlich durch den Sinn. »Delphinaki«, fragte sie, »was würde aus mir werden, wenn ich von deinem Rücken fiele?«

»Ich würde dich retten«, antwortete er augenblicklich.

»Wir taten das früher öfter, freilich nur, wenn es besondere Leute waren, die ins Wasser fielen. Oder geworfen wurden; wir retteten vor allem gern gute Menschen, die von bösen Menschen über Bord geworfen wurden. Wie den Arion.«

»Wer war denn das?« fragte Andrula begierig, wieder eine seiner schönen Geschichten zu hören.

»Das erzähle ich dir ein anderes Mal«, sagte der Delphin.

»Bei voller Fahrt ist es so unbequem.«

Andrula war es zufrieden, sie näherten sich auch schon der Insel. Sie fing an, nach den Meermädchen Ausschau zu halten, aber kein einziges ließ sich blicken.

Der Delphin schwamm langsamer, bis sie zu einem sandigen Fleck zwischen zwei hohen Felswänden kamen. Er war nicht viel größer als eine Muschelschale, aber hier fiel der Boden sacht ins Meer, und Andrula konnte mit Leichtigkeit absteigen und an Land waten. Außer ein paar Möwen war kein lebendes Wesen zu sehen.

Andrula setzte sich auf den feinen, weißen Sand und band einen kleinen Beutel los, den sie um den Hals ge-

tragen hatte. Sie löste die Schnur, die ihn verschloss, und die schönste und größte ihrer Trauben kam zum Vorschein.

»Oh«, rief der Delphin überrascht und erfreut, »du hast sie also doch nicht vergessen!«

»Hast du das gedacht?« erwiderte Andrula vorwurfsvoll. Sie warf die erste dicke, grüngoldene Beere: »Da – die gilt für die Fahrkarte.«

»Was ist eine Fahrkarte?« erkundigte sich der Delphin.

»Man braucht sie, wenn man auf dem großen Schiff nach Athen fahren will«, erklärte Andrula, stolz, ihn belehren zu können.

»Und wenn man sie nicht hat?« fragte er, immer noch nicht viel klüger.

»Dann nimmt das Schiff einen nicht mit«, sagte das Mädchen. »Ja, ohne Karte lässt einen der Matrose nicht einmal an Bord!«

»Welcher Matrose?« fragte der Delphin.

»Der an der Schiffstreppe steht und die Karten abfordert«, gab Andrula geduldig Bescheid. Sie pflückte dabei eine Beere nach der anderen ab und warf sie ihm zu. Ohne die Meermädchen war es viel friedlicher, und sie konnten ein vernünftiges Gespräch führen.

Der Delphin hatte endlich verstanden. »Aha«, meinte er, sehr mit sich zufrieden, »diese Fahrkarte ist der Lohn, den der Schiffsmann von dir verlangt, weil er dich übers Meer fährt.«

»Richtig«, sagte Andrula.

»Und ist die Karte aus Gold oder Silber?«

»Ach nein, sie ist nur ein Stück Papier«, erklärte Andrula.

»Aber man muss Geld für sie bezahlen.«

»Und was ist das – Geld?«

»Das weißt du nicht? Man hat es, und dann ist man reich und trägt Kleider aus blankem Zeug vom Krämer und einen echt vergoldeten Ring mit einem rosa Stein.

Oder man hat es nicht. Dann ist man arm. Wie meine Mutter und ich.«

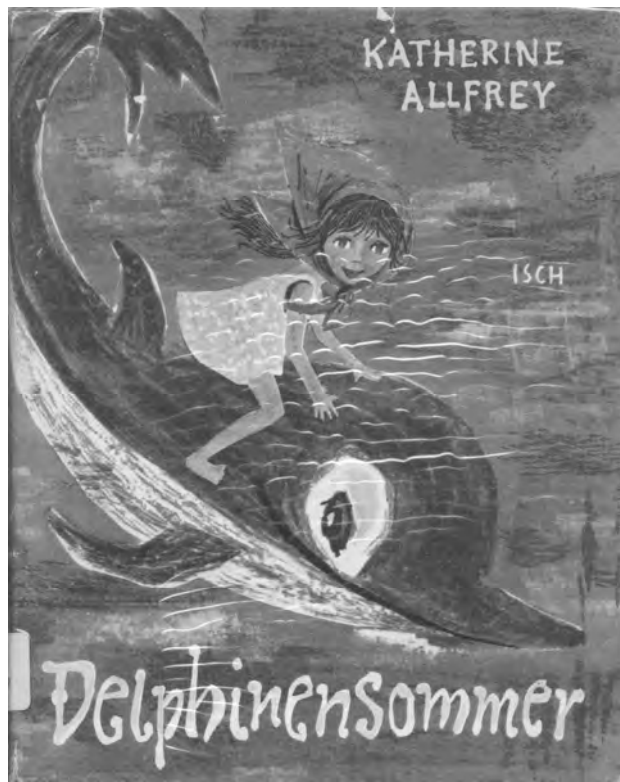
»Jetzt verstehe ich«, meinte der Delphin. »Es hat sich also nicht viel in der Welt geändert, wenn auch ein paar tausend Jahre vergangen sind, seit der Gott über das Meer fuhr. – Aber Andrula«, fuhr er fort, »du weißt doch, dass es der Traube nicht bedarf? Dass ich dein Schiffsmann bin, weil wir Freunde sind?«

»O ja, mein Delphinaki«, rief Andrula. »So gut, wie du weißt, dass ich die Traube mitbringe, um dir eine Freude zu machen!«

»Dann ist ja alles klar«, sagte der Delphin zufrieden. »Dann geh nur jetzt und entdecke die Insel weiter. Ich schwimme derweil ein bisschen fischen – ich habe heute noch kein Frühstück gehabt.«

Fern auf dem Meer stand ein braunes Segel, und er empfahl dem Mädchen, nicht auf der hohen Klippe entlangzulaufen, damit sie nicht zu sehen sei. »Geh gleich landein«, riet er, »das ist ein kleiner Umweg, aber es schadet nichts. Verirren kannst du dich nicht, denn auf Hyria führen alle Pfade zu Kallistos Quell.«

Andrula nickte, und er schwamm fort.



Titelcover der Erstauflage von Delphinensommer, 1963



*Katherine Allfrey mit ihrem Hund, 1964.
Fotografie für die Verlagswerbung*

Penny Brown (1964)

Die nächsten Tage brachten eine Überfülle von Bildern für Pennys Zauberkästchen. Aber Lady B. nahm sie in strenge Zucht. Mit dem zügellosen Drauflosknipsen war es vorbei, Lady B. sah darauf, dass Penny lernte, was ein Bild ist und was nicht.

»Formlos«, sagte sie, wenn Penny in aller Unschuld eine schöne Aussicht festhalten wollte. »Zu wenig Kontrast«, als sie mit gezücktem Apparat auf eine kleine Steinbrücke losging, die grau vor grauen Felsblöcken stand. Aber sie lobte Penny, als sie eine Gruppe von drei bestürzten Schafen einfing; und als sie zum ersten Male jenem zottigen, langgehörnten Urvieh begegnete, das auf diesen wilden und einsamen Hochmooren daheim ist, da war sie durchaus verständnisvoll. Penny war selig und knipste geschwind die kleine Herde, die aus einem öden Seitental kam und sich bedächtig der Straße näherte. Es waren vier oder fünf erdfarbene Kühe mit weit ausladenden Hörnern, denen ihre wolligen, falben Kälber folgten; zuletzt kam ein schwerer, fast rotbrauner Stier. Das grobe, wirre Haar hing ihm bis über die Augen – dass es solche Tiere in heutiger Zeit überhaupt noch gab! Es war Penny, als müsse hinter der nächsten Wegbiegung nun ein Mammut auftauchen.

Ein Mammut war es aber nicht, was ihnen plötzlich vor den Kühler lief, sondern ein scheugewordenes Pferd. Und wie sollte das an ihnen vorbeikommen? Die Straße war schmal, links eine Mauer, rechts die Felswand, und hinter dem Pferd eine johlende Meute von Kindern, die ihm den Rückweg versperrte ...

Penny war im ersten Augenblick arg erschrocken. Dann lachte sie hell auf. Moira schaltete den Rückwärtsgang ein, wenig damenhafte Bemerkungen zwischen den Zähnen zerbeißend, und bemühte sich, die Straße freizu-

machen, so gut es ging. Sie brachte den Wagen, fast an den Felsen gedrückt, zum Stehen. Die ganze Rotte, geführt von dem vollkommen kopflosen Pferd, brauste vorüber.

»Deinen Sinn für Humor möchte ich haben«, bemerkte Lady B. trocken. Sie wandte sich um und sah der wilden Jagd nach, und nun fing auch sie an zu lachen. Das Pferd, vor dem der Weg jetzt frei und leer dalag, tat plötzlich einen mächtigen Sprung über die Mauer und jagte querfeldein.

»Das hätte übel ausgehen können«, fügte sie dann, wieder ernst geworden, hinzu.

»Übel? Wie denn übel?« schluckte Penny, die sich nur langsam ernücherte.

»Wie? Das fragst du? Was meinst du, wenn das idiotische Vieh mit seinen Schmiedehammer-Hufen auf unsere Windschutzscheibe gekommen wäre?«

Daran hatte Penny natürlich nicht gedacht, dergleichen wäre ihr niemals eingefallen. Es gehörte doch eine Unmenge dazu, so ein Auto gut und sicher zu lenken.

»Ja. Vor allem Glück«, sagte Moira trocken. »Die Meute trieb das Pferd ja gerade auf uns zu. Wirklich ein Glück, dass wir so langsam fahren, weil du nach deinem geliebten Urvieh ausschauen musstest.«

Penny wurde ganz still. Sie sah die schweren, eisenbeschlagenen Hufe über sich, hörte das scharfe Krachen, mit dem die schützende Scheibe zersplitterte, und sie schauderte. Oder – wenn das Pferd sich jäh gewendet hätte, wenn seine Hufe auf die Kinder so dicht hinter ihm niedergeschmettert wären?

»Auf uns«, wandte sie sich impulsiv an Moira, die nun wieder mit der ihr eigenen Gelassenheit den Wagen lenkte, – »oder auf die Kinder!«

»Die?« sagte Moira gleichgültig. »Junge Idioten! Auf ein paar mehr oder weniger von der Sorte kommt es wirklich nicht an.«

Ungläubig starrte Penny auf ihre Göttin. Wie ein Eiszapfen fuhr eine klare, scharfe Erkenntnis in ihr Herz: Sie meinte das wirklich! Sie meinte jede Silbe davon. Wenn eines dieser Kinder verletzt worden wäre – Moira Brett-Huntingdon hätte es nur als einen ärgerlichen Zwischenfall angesehen. Eine bloße Unannehmlichkeit, kein tragisches Geschehen, in das sie selber, wenn auch unschuldig daran, verknüpft war.

»Doch!« beehrte Penny auf. »Es kommt auf jeden Einzelnen an, auch von der Sorte.« Ihr warmes Herz duldet keinen Eiszapfen, er schmolz schon. »Sie sind ja gar nicht so, wie Sie sich geben«, fügte sie hinzu.

»Selbstbetrug, Penny«, antwortete Moira leichthin. »Ich bin noch viel schlimmer.«

»Niemals!« verteidigte Penny ihren guten Glauben. Moira Huntingdon lachte sie aus.

»Ein weiblicher Ritter von La Mancha«, spottete sie. Penny war momentan abgelenkt. »Wer ist denn das?« fragte sie misstrauisch.

»Oh, ein spanischer Charakter: Er kämpfte gegen Windmühlen.«

Etwas von Moiras schnellem Witz musste wohl auf Penny abgefärbt haben. »Ja, wenn Sie sich mit einer Windmühle vergleichen –!« gab sie schlagfertig zurück.

»Frechdachs«, lächelte die junge Frau beifällig. »Übrigens nennt man ihn auch den Ritter von der traurigen Gestalt.« »Dann bin ich's erst recht nicht«, frohlockte Penny. »Sehen Sie mich nur an: Keine Unze an mir ist traurig!«

Moira nahm kurz den Blick von der Straße, die gerade und leer vor ihnen lag. Sie fuhren jetzt durch eine moorige Hochebene, die sich fast baumlos links und rechts von ihnen erstreckte. Zwischen Heidekraut und Riedgras glänzten Wassertümpel, hier und da standen zwerghafte Birken wie Büsche in kleinen Gruppen.

Wie recht die Kleine hatte: Wohl war sie noch genauso rundlich wie zuvor, aber ihre Rundlichkeit schien sich gestrafft zu haben. Ihre glatte Haut bräunte schnell und ebenmäßig, jetzt schon war die Einwirkung von viel frischer Luft und Sonne festzustellen, die braunen Augen blitzten, das Haar fiel lockerer und freier um das Gesicht. Nein, wirklich, es war keine kranke oder trübselige Unze an Penny. »Braun wie eine Beere, gesund wie eine Nuss«, bestätigte Moira in dem spöttischen Ton, den Penny schon so gut kannte.

»Sehen Sie!« triumphtierte sie. Dann riskierte sie eine Abfuhr und sagte ernsthaft und ein wenig scheu: »Ich war schließlich auch so ein unnützes Gör, vor ein paar Jahren.«

»Ja, ja, ja ...«, murmelte Moira und lenkte den Wagen um eine Kurve, denn sie waren aus dem Moor heraus und wieder zwischen Hügeln.

»Und es kommt doch auf solche Gören an!« beharrte Penny, gerade ein bisschen zu hartnäckig.

»Möglich, möglich ...«, sagte Moira gelangweilt.

Penny schwieg. Man langweilte Frau Brett-Huntingdon nicht ungestraft.

Sie fahren und fahren und fahren – kreuz und quer durch Schottland und beinahe rund um Schottland herum. Penny, deren liebster Lesestoff die Landkarte war, hoffte sehr, bis zum äußersten Zipfel hinaufzukommen. Er trug den rätselhaften Namen ›John o' Groats‹.

Da zu stehen, auf der obersten Kante der Britischen Insel, das Meer vor sich und nichts als Meer, bis nach Norwegen hinüber nichts als Meer! Es schien ihr über alles großartig, und sie schwärmte Lady B. davon vor.

»Unsinn, Penny«, bemerkte Moira sachlich. »Du vergisst die Orkney-Inseln.«

»Ach ja, die Orkneys!« gab Penny zu.

»Außerdem ist John o' Groats nicht der äußerste Zipfel: Dunnet Head streckt sich noch eine Spur weiter vor«, fuhr die junge Frau fort.

»Aber wir fahren doch bis o' Groats hinauf«, meinte Penny zuversichtlich.

»Nicht dass ich wüsste«, sagte Moira erbarmungslos.

»Was gibt es schon in John o' Groats? Da werden Heringe in Blechdosen gepackt, weiter nichts.«

Gerade das hätte Penny sehr interessant gefunden. Schließlich hatte sie ein Jahr lang Heringe in Blechdosen (und Tomatentunke) verkauft, ohne zu wissen, wo und wie diese Heringe in die Tunke und die Dosen gekommen waren. Sie deutete darauf hin, in der Hoffnung, dass Lady B. die Notwendigkeit dieses Abstechers einsehen würde. Man musste seine Fachkenntnisse doch möglichst erweitern und abrunden, nicht wahr?

»Nicht in den Ferien«, erklärte Lady B., und dabei blieb es.

Penny seufzte, aber nicht lange. Moira warf ihr einen belustigten Seitenblick zu und lenkte dann ein: »Aber wir werden die Westküste ziemlich genau kennenlernen, die ist viel interessanter, geradezu wildromantisch, Penny.«

»Ach wirklich?« rief Penny, sofort wieder versöhnt. »Sind Sie schon einmal dagewesen?«

»Vor Jahren«, war die Antwort darauf, und Moira brachte den Wagen herum, dass er weich die äußerste Zunge eines kleinen Sees rundete, an dessen Ufer ein halbes Dutzend oder mehr Reiher im Schilf ständerten.

Penny wies mit dem Finger hinüber und schrie laut ihr Erstaunen in die Gegend. Reiher!

Natürlich kannte sie Reiher. Oder vielmehr, sie kannte einen Reiher, nämlich den, der daheim zuweilen etwas außerhalb des Dorfes an einem kleinen, trägen Bach Wache hielt. Und der war nicht immer da, wenn Penny manchmal am Sonntagnachmittag in den Wiesen spazierenging. Aber hier! Gleich sechs – nein acht! Eben flogen

noch zwei in ihrer charakteristischen Haltung mit schweren Flügelschlägen herbei und ließen sich am Ufer nieder.

»Gott, Penny!« sagte Lady B. »Diese Begeisterung wegen solchen Geflügels!«

»Acht, Lady B.«, rief Penny, ohne darauf einzugehen. »Acht Reiher auf einmal!« Plötzlich merkte sie, wie langsam der Wagen dahinrollte. Spott oder kein Spott – er kroch geradezu, und nur, damit sie ihre acht Reiher bewundern konnte. »Danke«, sagte sie.

»Danke? Wofür denn?« fragte Lady B., und der Wagen schoss vorwärts.

Penny aber ließ sich auf weiteres nicht ein. »Einfach danke«, wiederholte sie und lachte leise.

Sie befanden sich bald in einer großartigen Landschaft, und dass der Tag dunkel und drohend geworden war, machte sie nur noch großartiger. Die finsternen Wolkenmassen, die sich hinter den kahlen Berggipfeln empor-schoben und den einen oder anderen von ihnen bedeckten, gaben einen wahrhaft majestätischen Hintergrund, sie ließen die Berge noch höher erscheinen, als sie in Wirklichkeit waren. Es musste hier stark geregnet haben, denn alle Hänge glitzerten von Wasserfällen, und die Bäche neben den Wegen schäumten silberweiß.

Alle Farben waren erstaunlich lebendig, sie sprangen in dem immer wechselnden Licht förmlich vor die Augen. Hin und wieder kam ja die Sonne durch und schuf aus Torfbraun, dem Purpurrot der Heide, dem Jadegrün und Schwarz der nassen Felsen dunkelprächtige Gemälde.

Wie ein dunkelprächtiges Gemälde sahen sie auch Glencoe, das Penny vor allen anderen Tälern Schottlands hatte sehen wollen – des traurigen Ruhmes wegen, der ihm anhaftete. Und nun war sie da, und sie konnte nicht einmal aussteigen und ihren Fuß auf einen Fleck setzen, der von Geschichte förmlich wetterleuchtete. Denn der

Regen peitschte nur so nieder, und Penny war tief bekümmert. Sie hatte unbedingt damit gerechnet, an dem Ort zu stehen, an dem die unglücklichen MacDonalds eingekesselt und niedergemacht worden waren, über vierzig von ihnen, durch die rotröckigen Soldaten Englands. Vor mehr als 250 Jahren war das geschehen ... sie hatte es in der Schule gelernt und einmal einen Aufsatz darüber geschrieben.

»Muss es gerade Glencoe sein?« murmelte Lady B. »Hier in Schottland trieft doch sicher jeder Zollbreit Boden von geschichtlichem Blut.«

»Es ist nicht, weil ich blutdürstig bin«, verteidigte sich Penny. »Es ist nur, weil ... Es ist eben Glencoe! Was hier geschehen ist, war so furchtbar und so ungerecht, und wir haben es getan, wir Engländer ...«

»Na, schließlich ist es immerhin eine Weile her!« »Den MacDonalds ist es sicher wie gestern.«

»Ja, Penny, ich verstehe schon«, sagte Lady B. viel sanfter als gewöhnlich. »Steig aus, damit du sagen kannst: Ich habe in Glencoe gestanden. Du wirst nass werden wie eine Katze, aber das können die MacDonalds uns Engländern als Buße anrechnen!«

Penny stieg aus und ging ein paar Schritte weit in das Tal hinein. So düster es mit seinen schroffen Felswänden wirkte – es lag doch friedlich genug da. Die tiefhängenden Regenwolken verhüllten den Pfad, auf dem die englischen Soldaten herabgestiegen waren; das Schreckliche, was einst hier geschehen war, hatte keine Spuren hinterlassen. Nur im Gedächtnis der Menschen lebte es fort, und das war recht, dachte Penny, so musste es sein. Dann würde es immer einen geben, dem das Gewissen schlug – wie ihr, jetzt –, wenn er hierherkam. Dem es leid tat.

Da stand die eine einzige kleine Engländerin im tropfnassen Gras und sah vor sich nieder. »Es tut mir leid«, sagte Penny Brown zu Glencoe.

Mit völlig zerweichten Schuhen und vor Nässe anliegenden Haaren stieg sie wieder ein. Aber es war ihr fast lieb, dass sie nicht bei Sonnenschein und blauem Himmel an diesem Ort gestanden hatte, sondern bei strömendem Regen, unter finsternen Wolken. Das gab viel eher den rechten Hintergrund für die Dinge, die an jenem Frühmorgen im Februar 1692 hier geschehen waren.

Lass sehen, dachte sie, während der türkisblaue Wagen aus dem düsteren Tal fort und in freundlichere Gegenden fuhr – lass sehen, was ich aus der Schule behalten habe! Und sie suchte alles zusammen, Namen und sogar Daten. Sie hatte eine begeisterte junge Geschichtslehrerin gehabt, die ihren Schülern das, was sie lernen sollten, so lebendig zu machen verstand, als sei es eben erst geschehen.

Ja, erinnerte sich Penny – es kam daher, dass die schottischen Adligen lieber einen Herrscher aus ihrem eigenen königlichen Stamm auf dem Thron gesehen hätten als diesen Wilhelm von Oranien. Der war nur darum König geworden, weil er die englische Thronfolgerin geheiratet hatte – aber mit dem Regieren nahm er's dann sehr genau. Viel genauer als seine Frau und Mitregentin wahrscheinlich! Und als der schottische Adel sich nicht eben beeilte, ihm den Treue-Eid zu leisten, wollte er zeigen, wer Herr im Lande war, sowohl in Schottland wie in England; und er gab Befehl, ein wahrhaft erschreckendes Exempel zu statuieren.

In Glencoe lebte ein kleiner Zweig des Stammes MacDonald unter dem alten Häuptling MacJan: Er und sein ganzes Volk sollten ausgemerzt werden – das heißt, alle Knaben und Männer unter siebzig – obwohl MacJan den Eid geleistet hatte – jedoch drei Tage zu spät, und das war nicht seine Schuld gewesen. Penny hatte nun mit eigenen Augen gesehen, wie klug alles berechnet gewesen war: Dieses lange, enge Tal zwischen steilen Hängen – nur zwei Auswege, nach Nord und Süd –, mit zwei

Kompanien Soldaten war es abgeschlossen wie ein Haus, wenn Vordertür und Hoftür zugeschlagen werden und die Schlüssel umgedreht.

Aber das kam erst am Ende.

Zunächst erschien ein Hauptmann Campbell mit einer Abteilung Soldaten in Glencoe. Die MacDonalds erschrecken, aber sie beruhigten sich bald; war nicht Campbell mit MacJans Haus sogar verschwägert? Die Soldaten quartierten sich in den Hütten des Dorfes ein, freundeten sich mit den Einwohnern an; Campbell und seine Offiziere tranken mit MacJans Söhnen ... Und dann geschah das Abscheuliche: Eines Morgens, gut eine Woche später, noch vor Tag, fielen die Soldaten über ihre schlafbefangenen Gastgeber her und mordeten alles hin, was männlichen Geschlechtes und unter siebzig war. Aber auch Frauen kamen um und kleine Kinder. MacJan selber, der alte Häuptling, wurde von einem der Offiziere erschossen, die bei ihm getafelt hatten. Die Mörder trieben danach das Vieh aus den Ställen und warfen den Brand in die Hütten.

Ganz war der Anschlag allerdings nicht gelungen, erinnerte sich Penny mit einiger Genugtuung. Denn in den entlegeneren Hütten hatten sie die Schüsse und das Geschrei der Überfallenen gehört und blitzschnell verstanden, dass Verrat im Spiel war. Ein heftiger Schneefall half, die Flucht einiger Familien zu verbergen, und sie kannten natürlich die kleinen heimlichen Pfade zwischen Fels und Heide. Immerhin, wohl vierzig von den MacDonalds kamen um; König Wilhelm belohnte die Mörder, und das ganze Land sah den hässlichen Flecken auf seiner und Englands Ehre.

Penny seufzte. Es wurde einem doch recht lebendig, wenn man selber den Ort gesehen hatte ...

»Warum der Seufzer, Penny?«

»Ach, Glencoe und alles –«, antwortete Penny und erwähnte auch den Flecken auf Englands Ehre.

Aber Moira nahm ihn leicht.
»Sieh nur, wie es hier regnet!« meinte sie. »Der ist längst
weggewaschen!«



Englische Lebensstationen; unten Little Naish, Anwesen der Allfreys südlich von Bristol



Mit Anthony Allfrey, um 1970

Dimitri (1966)

Dimitri war schon ziemlich lange Schuhputzer. Andere Kinder gingen mindestens bis zu ihrem zwölften Lebensjahr in die Schule; Dimitri nicht. Das kam daher, dass seine Pflegeeltern bettelarm waren. Sie hatten selber vier Kinder, woher sollten sie Futter für so viele hungrige Schnäbel nehmen? Es war selbstverständlich, dass er selbst mitverdienen half, sobald es irgend anging. Als er knapp neun Jahre alt war, hatte Vater Aleko ihm den Kasten gezimmert und die Bürsten gekauft, Mutter Fotiny ein Stück Brot und viele gute Lehren gegeben, und damit hatte sein Leben auf den langen Straßen begonnen. Dimitri war davongeschlendert, eine winzige, magere, sehr gerade Gestalt, und hatte mit seiner hohen Kinderstimme sich selbst und sein Gewerbe ausgerufen:

»Lustroos! Der Lustroos!«

Der Anfang war nicht schlecht, und Dimitris Traum, der große glänzende Kasten, wäre sicher schon ein wenig näher gerückt, wenn es nicht so viele Schuhputzer gegeben hätte. Hier bei der Autobus-Station waren es ihrer drei, und einer davon war Stelio, vor dem Dimitri sich in acht nehmen musste. Stelio war viel älter und größer und stärker als er, und er wollte alle Kunden für sich haben. Immer wieder versuchte er, Dimitri zu vertreiben. »Was willst du eigentlich?« fragte Pantelis, der älteste der drei Schuhputzer, wenn ihm Stelios Treiben zu arg wurde. »Ist die Arbeit für dich erfunden? Lass den Kleinen. Er will auch essen.«

Dann ging Stelio seiner Wege, aber am nächsten Tage war er aufs neue mit Stößen und Hieben hinter Dimitri her. Er hatte alles auf seiner Seite: die größere Kraft, die schweren Fäuste und die Bosheit. Und doch nicht alles, denn Dimitri war flink und wendig, er hatte eine scharfe

witzige Zunge, und zu vertreiben war er nicht. Er kam immer wieder.

Frühmorgens schon vor sechs Uhr fanden die drei sich bei der Autobus-Station der ziemlich großen Landstadt ein. Viel zu tun gab es dann noch nicht, aber der eine oder andere Reisende, der auf seinen Bus wartete, mochte vielleicht doch nicht mit ungeputzten Schuhen an seinem Bestimmungsort erscheinen. Wenn die Zeit reichte, winkte er einen der Jungen heran und ließ sich von ihm bedienen, während er sein winziges Tässchen Kaffee schlürfte und die Zeitung las.

Pantelis freilich ließ sich nicht rufen, er hatte seinen festen Platz zwischen den hohen offenen Türen der Agentur. Sein Kasten war größer und viel besser ausgestattet als die Kästen der beiden anderen. Manchmal dachte Dimitri, schon so ein Kasten wäre etwas Wünschenswertes, wenn er natürlich auch von einem wirklich prunkvollen, wie er ihn sich erträumte, noch weit entfernt war.

Stelio dachte nicht. Er lungerte umher, sein Hemd war zerfetzt, die Hose hing ihm irgendwie an den Hüften, vielgeflickt und die Flicker schon wieder zerlöchert. Die niedrige Stirn unter dem staubigen strohfarbenen Haar, die ausdruckslosen Augen, hinter denen doch so viel Tücke lauerte, der grobe Mund – all das war Warnung genug. Dimitri hielt sich aus Vorsicht gern in einiger Entfernung von ihm. Wenn es so wenig Arbeit gab wie in dieser ersten Stunde, dann kam er Stelio besser nicht in die Nähe.

Gegen sieben Uhr rollte der erste der großen Überland-Autobusse heran und hielt mit quietschenden Bremsen vor der Agentur. Er war schon um fünf von Athen abgefahren, und hier war sein erster Aufenthalt. Die meisten Reisenden stiegen aus, etwas schwerfällig und steif; ein paar junge Männer schwangen sich gewandt vom

Trittbrett. Sie riefen nach Kaffee, und Leonidas, der Kaffeewirt, antwortete: »Sofort, sofort!«

Geschickt schwappte er den dicken braunen Sud aus dem langstieligen Kännchen in Tassen, nicht größer als Eierbecher, stellte ebenso viele Gläser Wasser dazu auf das Tablett und schickte seinen Jungen damit nach draußen. Der alte Mann, der mit Brotringen und Käseschnitten handelte, die er in einem Glaskasten vor sich hertrug, wurde etwas von seiner Ware los. Auch der kleine Junge, der mit Fruchtbonbons und Kaugummipäckchen durch den Bus ging, verkaufte ein paar von den bunten Rollen. Andere Händler hatten sich eingefunden und riefen ihr Angebot aus: Taschenkämme und Spiegel, Heiligenbilder und Weissagungen für die Zukunft ...

Pantelis putzte einem gutgekleideten Mann die schwarzen Schuhe. Stelio stieß Dimitri von einem Soldaten fort, der ihn gerade herbeigerufen hatte. Aber das machte nichts, denn eben brauste ein zweiter Autobus heran, und Dimitri fand sogleich einen anderen Kunden. Schadenfroh sah er aus den Augenwinkeln mit an, wie Stelio sich mit den schweren Soldatenstiefeln aus rohem Leder abmühen musste, die keinen Glanz annehmen wollten, noch lange nicht.

Es hupte von dem ersten Bus her, und die Leute beeilten sich, wieder auf ihre Plätze zu kommen. Der Soldat blickte sich unruhig um.

Es hupte wieder, dringlicher jetzt.

»Mensch, beeil dich!« rief der Soldat.

Stelio rieb, was er reiben konnte. Dimitri grinste.

Die Hupe grölte zum drittenmal auf, und nun kamen die ärgerlichen Rufe des Fahrers und des Schaffners dazu. Der Soldat riss Stelio den Fuß weg, warf ihm eine Münze und ein Schimpfwort an den Kopf und sprang mit großen Sätzen auf den Bus zu.

Noch ehe die Tür sich ganz hinter ihm geschlossen hatte, fuhr der Riesenwagen an. Stelio suchte fluchend die

Münze aus dem Rinnstein, und Dimitri fand, das Leben sei doch schön. Jedenfalls gab es immer etwas Ergötzliches.

Danach wurde es ruhiger. Nur eine junge Frau saß noch an dem eisernen Tischchen vor dem Kaffeehaus. Auch sie hatte den kleinen Zwischenfall mit stiller Fröhlichkeit beobachtet. Dimitri strich an ihr vorbei; sie trug sehr helle Schuhe. Sie lächelte ihn an, sie sagte: »Ich habe keine Arbeit für dich.« An ihrer Aussprache war zu erkennen, dass sie eine Fremde war.

Scheu erwiderte Dimitri ihr Lächeln und murmelte: »Nein, solche Farbe habe ich nicht.« Er bog um die Ecke, aber vorher sah er sich noch einmal um. Es gab nicht viele Fremde, die seine Sprache konnten; diese hier war die erste, mit der er je geredet hatte. Schade, dass sie so helle Schuhe trug! Wenn es braune gewesen wären, hätte er sie vielleicht putzen dürfen und noch ein paar Worte mit ihr wechseln können. Das hätte er gern getan. Außerdem zahlten die Fremden immer etwas mehr als den üblichen Preis. Die Fremden waren alle reich.

Immerzu kamen neue Autobusse an, aber sie fuhren nicht weit, nur zu den Dörfern der Umgebung. Sie brachten kaum Arbeit. Dimitri schlenderte zu einem Platz in der Mitte der Stadt, der mit bunten Blumen bepflanzt war, mit blühenden Büschen und schönen Bäumen. Hier floss Wasser in Strömen, denn die Beete wurden gerade begossen.

Der kleine Schuhputzer ging zwischen ihnen dahin und dann rundherum. Er sang sein »Lustros! Der Lustroos!« durch das Rauschen der Wasserschläuche, bekam einen kleinen Schauer ab und schüttelte sich vergnügt: das war herrlich kühl. Die Sonne des griechischen Vormittages brannte kräftig, und wenn Dimitri auch unempfindlich gegen ihre Strahlen war – eine Erfrischung war sehr willkommen.

Mit Genuss atmete er die gute Feuchtigkeit der Luft hier unter den Büschen und Bäumen. Dann rief ein Kaufmann nach ihm, dem putzte er auf der Schwelle seines Ladens die Schuhe. Ein weiterer Kunde fand sich vor der großen Konditorei. Das Kaffeehaus daneben hätte noch bessere Möglichkeiten geboten, aber da waren schon zwei andere Jungen bei der Arbeit.

Dimitri kehrte um. Es wurde auch Zeit, dass er wieder zur Autobus-Station zurückkehrte, denn die Stunde war beinahe voll, und es war wieder ein Bus aus Athen fällig. So ging der Morgen hin, rege und doch gemächlich. Auf einmal waren alle Straßen voll von Leuten, die zum Mittagessen nach Hause gingen. Schnell verlief sich der Strom, und die Straßen lagen breit und leer in der sengenden Sonne.

Die Stille war wie ein großes Gähnen. Nun würde alles einen ausgiebigen Mittagsschlaf halten, bis sich nach vier Uhr die Läden wieder öffneten. So lange gab es auch für Dimitri nichts zu tun.

Er wusste ein bequemes Fleckchen Schatten in einer Seitengasse; dahin ging er und stellte seinen Kasten ab. Er holte ein Stück Brot hervor, das er gekauft hatte, und eine mächtige Tomate. Eine Tomate, größer als seine beiden Fäuste zusammen! Sie hatte beinahe soviel gekostet, wie er an einem Paar Schuhe verdiente. So eine Tomate war richtig, sie war Essen und Trinken zugleich.

Jede Stunde des Tages schien Dimitri gut, aber diese war die beste von allen. Zufrieden brach er große Brocken von dem frischen Brot und stopfte sich den Mund voll. Er biss in die Tomate wie in einen Apfel. Wenn er noch etwas Ziegenkäse dazu gehabt hätte, wäre seine Mahlzeit vollkommen gewesen. Aber beides auf einmal gab es nicht, Käse sowohl wie Tomate. Morgen musste er eine neue Flasche Wichse kaufen und eine Dose Creme für den Hochglanz. Da würde es die ganze Woche nicht für Käse langen.

Jetzt war er mit dem Essen fertig. Er streckte sich aus – das Stück Schatten war gerade lang genug –, verschränkte seine Arme unter dem Kopf und schaute in das tiefe, reine Blau des Himmels. Er wollte es einen Augenblick genießen: das Sattsein, die Rast, den guten Schatten.

Vor Stelio war er sicher. Der verbrachte die Mittagsstunden immer mit einer Schar ähnlicher Gesellen – Schuhputzern, Lumpensammlern, Tagedieben – in einem abgelegenen Winkel, weit von hier. Dimitri wusste, was sie da taten: sie spielten. Aber es waren keine harmlosen Spiele, mit denen sie sich die Zeit vertrieben. Es waren Glücksspiele, und dabei ging viel Geld von Hand zu Hand.

Dimitri hatte ihnen einmal zugesehen, aber das war nichts für ihn. Nicht nur, weil die Burschen ihn mit Flüchen vertrieben hatten. Nein, er verstand dergleichen nicht. Das bisschen Geld, so sauer erworben, und sie spielten es weg. Einer nahm alles. Einer, der geschickter war als die anderen, oder der mehr Glück hatte. Die übrigen gingen leer aus. Was hatten sie davon? Er begriff es einfach nicht.

Dimitri nahm die Arme unter seinem Kopf weg, lockerte seine Glieder und schlief ein. Die harte Erde war ihm so sanft wie ein Bett. Anderthalb Stunden später wachte er auf, ausgeruht, aber heiß und durstig. Sein Streifen Schatten war breiter geworden, und neben ihm, alle viere von sich gestreckt, lag eine kleine weiß- und -gelbe Hündin.

»Lilika«, lockte Dimitri leise.

Sofort hob sie den Kopf, sah ihn mit ihren leuchtenden Augen an und klopfte mit dem schönbehängten Schwanz leicht den Boden. Er nahm einen Bissen Brot aus der Tasche und gab ihn ihr. Sie setzte sich auf und fraß.

Die Hündin war zierlich und anmutig, von keiner besonderen Rasse, aber wie ein Windspiel so fein, nur viel kleiner, und langhaarig. Wem sie gehörte, woher sie

kam, das wusste Dimitri nicht. Eines Tages war er in diesem Winkel aufgewacht, und sie hatte neben ihm gelegen, genau wie heute. Am nächsten Tag wieder und wieder und wieder. Sie waren Freunde geworden, er und Lilika, gute Kameraden. Sie erschien, während er schlief, wachte auf, wenn er aufwachte, nahm den Bissen Brot, den er ihr reichte, und spielte mit ihm. Weiter wusste er nichts von ihr, nicht einmal wie sie hieß – ob sie überhaupt einen Namen hatte.

Aber man konnte unmöglich wochenlang mit einem Wesen umgehen und es ohne Namen lassen oder einfach »Hündin« zu ihm sagen! Nein, fand Dimitri, ein Hund hatte ebensogut Recht auf einen Namen wie ein Mensch. Wenn ein Hund auch keine Seele hatte. Keine Seele ... Er sah die klugen beredten Augen des kleinen Tieres und entschied, er für seinen Teil jedenfalls, dass es doch eine Seele hätte. Also musste es einen Namen haben, und er nannte es Lilika. Nach seiner kleinen Base, die er nur einmal gesehen hatte.

»Genug«, sagte er jetzt und zauste zum letzten Mal für heute die langgefranst, seidigen Ohren. »Zeit für die Arbeit!«

Er sprang auf und nahm den Riemen über die Schulter. Am Ende der Gasse gab es einen Wasserhahn, dort trank er, ließ die hohlen Hände vollaufen und tauchte sein Gesicht hinein, mehrmals. Lilika trank ebenfalls. Dann setzte sie sich hin und sah ihm nach. Auch das war wie immer: Dimitri ging seines Weges, und Lilika blieb zurück.

Wie gut, dass sie nie versuchte, ihn zu begleiten, dachte er. Wenn Stelio von ihr wüsste! Lilika war der Grund, warum er die Mittagszeit allein verbrachte und sorgfältig geheimhielt, wo. Er wusste, was nichtsnutzige Jungen, von Langeweile geplagt, einem kleinen Tier zufügen konnten. Überdies wollte er sich die Neckereien ersparen, die nicht ausbleiben würden, wenn jemand wüsste,

dass er mit einem Hund spielte. Schließlich war er groß, beinahe erwachsen, zu alt für solche Kinderei.

Um diese Stunde war bei der Bus-Station nichts für ihn zu erwarten. Wohl kamen Wagen an und fuhren wieder ab, aber nur selten ließ ein Reisender sich die Schuhe putzen. Dagegen war auf dem Platz und der Hauptstraße reger Betrieb. Alle Geschäfte hatten wieder geöffnet, die Kaffeehäuser füllten sich, und vor den Konditoreien waren alle kleinen Tische besetzt. Da fand sich Arbeit, und Dimitri bürstete und polierte, dass seine flinken Hände nur so flogen. Einige Male gab es sogar Trinkgeld. Es war ein guter Tag.

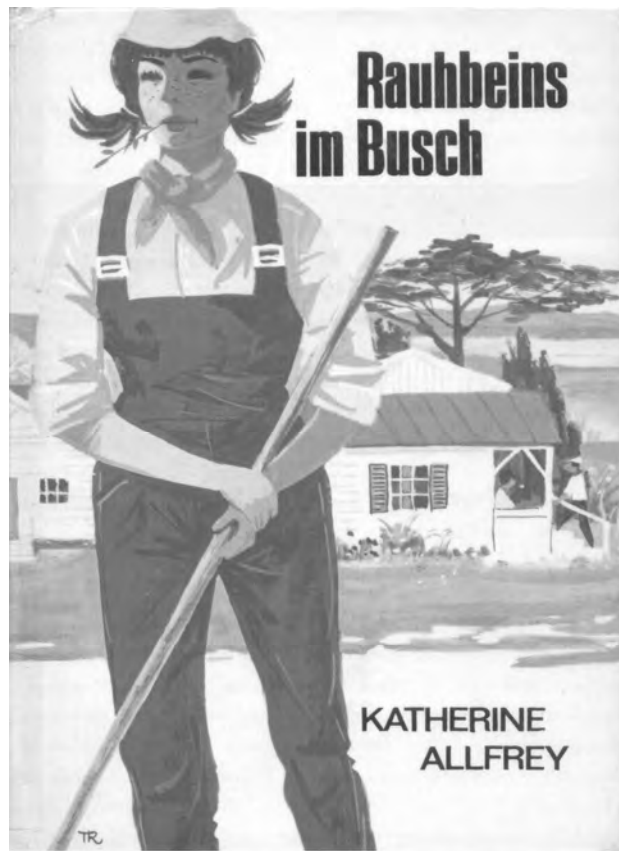
Als er sich bis an das Ende der Hauptstraße durchgearbeitet hatte, beschloss er, die lange Gasse am Meer entlang zu gehen. Sie war zwar um diese Stunde fast menschenleer, aber sie führte zu einer Taverne dicht am Strand. Dort saßen immer ein paar einsame Trinker, ließen die dicken Perlen ihrer Spielketten durch die Finger gleiten und genossen das Schauspiel des Sonnenunterganges. Es konnte vorkommen, dass einer oder der andere sich die Schuhe abstauben ließ, ganz einfach, weil ein Lustros vorüberkam oder weil es die Zeit vertrieb, bis der bestellte Imbiss gebracht wurde.

Aber diesmal traf er niemanden, der seine Dienste wünschte. Dimitri wanderte bis zum Ende der kleinen Sandspitze. Das Wasser war unbeschreiblich klar und still. Eine zerrissene Kindersandale lag zwischen Steinen und Muscheln, bleich in dem braunen und grauen und rötlichen Durcheinander. Violett und karmesin spiegelte die Bucht die Farben des Himmels wider. Gegenüber lag die Einfahrt zum Kanal von Korinth; ein großes Schiff fuhr gerade darauf zu. Gleich würde es dunkel sein. Hier war heute nichts zu holen. Dimitri wandte sich wieder der Stadtmitte zu.

Das Gewühl dort war inzwischen noch stärker geworden. Alles promenierte in den besten Kleidern auf und ab,

und dazwischen erledigten späte Käufer eilig ihre letzten Besorgungen. Erst nach acht Uhr schlossen die Läden, doch ein paar Schuhputzer trieben sich immer noch vor den Kaffeehäusern umher. Losverkäufer gingen von Tisch zu Tisch, Frauen und Kinder, die Jasminsträußchen feilboten und viele Bettler, die ein paar Krumen des Wohlstandes zu erhaschen trachteten, der an dem schönen Sommerabend so behäbig zur Schau gestellt wurde. Dimitri beschloss, Feierabend zu machen. Es war ein langer Tag gewesen, und er hatte einen ziemlich weiten Weg bis nach Hause.

Die Hütte, in der er daheim war, lag in einem Genist ähnlicher Hütten außerhalb der Stadt, und die Straße, die dahin führte, war wie eine Dorfstraße, ungepflastert, breit und offen. Jetzt, vor Einbruch der Nacht, saßen die Leute auf Stühlen oder Stufen vor ihren Türen und ruhten in der Kühle aus; viele Kinder spielten noch im Freien. Sie jagten einander und schrien mit spitzen Stimmen. Sie hatten den ganzen Nachmittag geschlafen und waren nun lebendig wie junge Katzen, viel zu lebendig, um ans Zubettgehen zu denken. Ihre Mütter riefen und schalten, aber niemand kümmerte sich darum.



Titelcover Rauhbeins im Busch (1970)

Rauhbeins im Busch (1970)

Zwei Tage vor Lindys Heimkehr ritt Stella den Weg hinab und zu einem heimlichen Winkel, den sie gut kannte. Ganz versteckt lag er in einem Ring von Kiefern und hohem Gebüsch, unterhalb Pats Farm.

Hier hatte einmal ein Haus gestanden, wann, das wusste niemand mehr. Die Eckpfosten im tiefen Gras und die Reste eines zusammengestürzten Schornsteins zeugten noch davon.

Es gab aber auch lebende Zeugen. Ein alter, ganz verwilderter Birnbaum stand in der Lichtung, und unter ihm blühten in jedem Frühling die frühesten gelben Narzissen. Ihretwegen war Stella hierhergekommen, sie wollte eine Schale voll in Lindys Zimmer stellen, zum Willkommen.

Sie fand auch genügend Knospen, die kurz vor dem Aufblühen standen. Wenn ich sie in einen warmen Raum bringe, dachte Stella, werden sie sich wohl rechtzeitig auf tun. Sie pflückte, soviel sie für ihre Schale brauchte, stand dann eine Weile still und sah sich um. Ihr wurde klar, dass dieser Fleck ihr vor allen anderen lieb war. Der alte Baum – als sie klein war, hatte die Mutter sie mitgenommen, wenn sie die Birnen ernten ging, und wie süß diese Birnen waren! Jock holte sie ihnen herunter, und sie trugen Körbe voll heim. Jetzt tat es wohl niemand mehr. Vielleicht trug der Baum keine Frucht mehr, er war so alt.

Wenn ich ein Junge gewesen wäre, dachte sie, hätte ich vielleicht Pats Farm bekommen. Dann hätte ich hier mein Haus gebaut, nirgends anders. Wie geschützt und warm es hier ist. Aber nein, Jock wäre zuerst an der Reihe gewesen. Wem gehört dieses Stück eigentlich, Pat oder Rex? Niemand scheint sich drum zu kümmern. Ich werde mal danach fragen.

Sie war froh, wieder einmal hiergewesen zu sein, beschloss, von nun an öfter zu kommen, und ritt zufrieden mit ihrem kleinen Ausflug wieder zurück. Unterwegs sammelte sie noch Moose und Zwergfarne; die konnte man in einen tiefen Teller pflanzen und hatte dann eine Miniaturlandschaft für Lindy.

Stella lachte leise. Ich und Miniaturlandschaften, dachte sie. Ein mildernder Umstand: Sie war nicht selber darauf gekommen, Daisy hatte ihr den Wink gegeben. Die hatte ihn in einer Zeitschrift gefunden und stellte so was in ihren Teeraum. Lindy würde sich darüber freuen, hatte Daisy gesagt, und sie verstand sich auf dergleichen.

Am nächsten Tage kam Daisy selber, zusammen mit Stellas Mutter, um in der neuen Kammer die Vorhänge aufzustecken und überhaupt hier und da die letzte Hand anzulegen. Viel war nicht zu tun. Dann schmückte Daisy das Wohnzimmer mit grünen Ranken aus dem Busch und mit den gelben Narzissen, die wirklich pünktlich aufgeblüht waren.

Und alle drei hatten den Lohn, Lindy über die Schwelle treten zu sehen, mit leuchtenden Augen und: »Oh! So schön habe ich mein Häuschen noch nie gesehen!«

Hinter ihr stand die Karitaneschwester, in jedem Arm einen Zwilling.

Langeweile, Lust auf Abenteuer, ja, selbst die geplante Goldwäsche – alles war vergessen, denn Stellas ganze Aufmerksamkeit wandte sich den neuen Menschlein zu, die in das kleine Haus am Busch eingezogen waren.

Mit Kälbern, Fohlen und Ferkeln hatte sie bedeutend mehr Erfahrung als mit so kleinen Kindern. Sie sah mit Erstaunen, wie hilflos diese winzigen Wesen in den ersten Wochen ihres Daseins waren. Ein Kalb, zum Beispiel, stand kurz nach seiner Geburt schon auf den vier Füßen – aber so ein Baby? Selbst Johnny, bei weiterem der kräftigere Zwilling, konnte noch kaum das Köpfchen aufrichten.

»Natürlich nicht«, sagte Schwester Sims, die geschickt besagtes Köpfchen stützte, während sie sanft, aber energisch den übrigen Johnny einseifte. »Johnny«, fuhr sie fort, »ist ein Mensch.«

»Na, aber ein Fohlen ...« beharrte Stella.

»... ist ein Fohlen«, sagte Schwester Sims fest.

»Kleine Vögel sind zuerst ganz nackt und hilflos. Junge Hunde sind sogar blind, junge Katzen auch. Jedes nach seiner Art.«

Stella musste zugeben, dass Schwester Sims nicht unrecht hatte. Vorsichtig, unendlich vorsichtig schälte sie Klein Anne aus ihren Hüllen, genau so, wie sie es der Pflegerin abgeschaut hatte. Denn heute durfte sie zum erstenmal eins der Kinder baden, und sie war stolz darauf.

Man konnte sehr viel von Schwester Sims lernen, und da sie nur fünf Wochen bei ihnen bleiben würde, nahm Stella jede Gelegenheit dazu wahr. Wenn Schwester Sims weg war, musste sie allein für Lindy und die Kleinen sorgen, und der Gedanke verursachte ihr einige Unruhe.

»Unsinn«, sagte Schwester Sims gelassen. »Du lässt dich gar nicht schlecht an, Stella.«

Dies erzählte sie Daisy mit nicht geringem Stolz.

Aber Daisy schien ein bisschen eifersüchtig zu sein.

»Schwester Sims vorn, Schwester Sims hinten«, bemerkte sie spitz. »Das reißt ja gar nicht mehr ab mit deiner Schwester Sims!«

Gleich darauf tat es ihr leid, denn Stella schwieg enttäuscht, und Daisy gab sich große Mühe, den Schaden wiedergutzumachen. Sie sagte ihr sogar, was sie eigentlich keinem Menschen hatte sagen wollen: wie betrübt sie sei, weil Snowy nun bald nach Australien reisen wollte.

»Lass ihn doch«, meinte Stella achtlos.

»Vielleicht kommt er nie wieder zurück!« wandte Daisy ein.

»Und wenn schon«, sagte Stella darauf, weiter nichts. Snowy war ein guter Kamerad, aber was war er gegen ein nagelneues Zwillingspaar und Schwester Sims?

»Einen so guten Vormann kriegt mein Vater nie wieder«, klagte Daisy.

»Na, weißt du, es schwimmen noch mehr Fische in der See, und was geht dich die Sägemühle an? Daisy, du kommst doch am Sonntag zu uns nach oben? Lindy erwartet dich, soll ich dir noch besonders sagen. Du hast einen großen Stein bei ihr im Brett, wegen der schönen Wagendecken, glaube ich.«

»Die zweite war ja nur einfach«, wehrte Daisy bescheiden ab. »Es musste so schnell gehen.«

»Die hat Johnny auf seinem Bettchen. Einfach ist für Jungs gerade richtig.«

»Das schon«, gab Daisy zu.

Aber Stella hatte am Ende doch noch ein anderes Gesprächsthema als Schwester Sims und die Zwillinge. Gerade vor dem Weggehen fiel ihr etwas ein: »Übrigens, das Neueste. Valerie und Rex sprechen jetzt von ihrer Hochzeit, und was sagst du dazu? ‚Nur im engsten Kreise‘ soll sie stattfinden. Gar keine Festlichkeit! Und in Zivil.«

»In Zivil?« wiederholte Daisy verblüfft.

»Ach, du weißt, was ich meine. Keine weiße Hochzeit, kein Kranz und Schleier, keine Brautjungfern. Das Geld für dergleichen würde besser zum Aufbau der Farm verwendet. Sagt Valerie.«

»Sehr vernünftig«, bemerkte Daisy, aber ohne jede Bewunderung.

»Typisch Valerie«, Stella zuckte die Schultern.

»Also Sonntag, und so früh du kommen kannst, Daisy.«

Der Sonntag kam, Daisy aber nicht. Statt ihrer erschien Ray und überbrachte eine Nachricht, die alle in Schrecken versetzte. Daisys Vater hatte einen Schlaganfall erlitten und war in das Krankenhaus der Kreisstadt ge-

bracht worden. Daisy war mit ihm gefahren; sie würde einstweilen dort bleiben. Eines seiner Kinder musste in seiner Nähe sein. Und: »Du möchtest ihr schreiben, Stella.«

Bestürzt hörte Stella ihn an. Sie kannte den alten Holland kaum, und was man von ihm hörte, war eher furcht- als respekteinflößend gewesen. Aber er war Daisys Vater, und wenn Daisy traurig war, dann war Stella auch traurig. Und wenn Daisy es schwer hatte, trug Stella mit daran.

»Hat sie selber angerufen?« fragte sie Ray.

»Ja, aber sie musste gleich fort. Bald danach rief Snowy an, den hatte sie darum gebeten. Er sagte, es sei sehr ernst. Daisys Vater ist völlig gelähmt und ohne Bewusstsein; es kann in ein paar Tagen zu Ende sein, es kann aber auch noch mehrere Wochen dauern.«

»Mein Gott, die arme Daisy«, sagte Stella verstört.

Lindy, die immer noch viel ruhen musste, rief aus dem Schlafzimmer nach ihr. Sie hatte wohl erraten, dass etwas Böses geschehen war. Stella ging zu ihr und berichtete, was Ray ihr zu bestellen gehabt hatte. Als ob du uns nicht genug Sorgen gemacht hättest! dachte sie bei sich.

Da Lindy den alten Holland nur dem Namen nach kannte, war nicht zu befürchten, dass die Nachricht ihr schaden würde, aber ihre Augen weiteten sich doch vor Schrecken und Mitleid, als sie davon hörte.

»Und Daisy soll bei ihm bleiben?« fragte sie sofort.

»Warum nicht eine von ihren Schwestern? Beide sind älter und erfahrener.«

»Die können nicht weg«, gab Stella ihr zu bedenken. »Sie haben doch beide Mann und Kinder, und Susan hat noch den großen Farmhaushalt dazu. Daisy ist die einzige, die abkommen kann.«

»Das ist wahr, aber trotzdem ... Sie ist so jung! Fahr sobald wie möglich in die Stadt und sieh dich nach ihr

um, Stella. Einen Tag geht es hier wohl ohne dich. Nicht wahr, Schwester Sims?»

Ja, natürlich, Schwester Sims meinte das auch. So fuhr Stella denn an einem frischen, windigen Morgen mit Rex und Valerie, die Möbel kaufen wollten, in die Stadt. Der Aufbau der Farm, der der Braut so sehr am Herzen lag, dass sie seinetwegen auf eine große Hochzeit verzichten wollte, schien auf eigenartige Weise ins Werk gesetzt zu werden. Nämlich damit, dass Valerie alles, was Rex in seinem Hause hatte, ab- und eine vollständige, neue und sehr kostspielige Einrichtung anschaffte.

»Denn so etwas bleibt«, erklärte sie ihrer zukünftigen Schwägerin. Aber die war anderen Sinnes. Wie alle Rauhbeins liebte Stella jede Art von Festlichkeit, besonders aber eine Hochzeit. Bei jeder Hochzeit im weiten Umkreis waren die Rauhbeins dabei. Wie ein Mensch dumme hölzerne Schränke einer Hochzeitsfeier vorziehen konnte, noch dazu der eigenen, das verstand Stella einfach nicht.

»Mag sein«, gab sie darum nur kurz zurück. Sie wäre zu gern Brautjungfer geworden, und nun machte diese Valerie einen Strich durch ihre Hoffnung. Mit sechzehn Jahren konnte man sehr gut Brautjungfer sein. Damals, als Lois heiratete, war sie nur eins von ihren zwei Blumenmädchen gewesen, und schon damals hatte sie sich auf die nächste Hochzeit gefreut. Aber wenn Valerie es nun einmal nicht anders haben wollte ...

Stella ließ davon ab und dachte lieber an Daisy, die mit Krankenlager und Tod zu tun hatte statt mit Hochzeit und Freude. Wenn Daisy auch ihrem Vater nicht nahegestanden hatte, sein plötzliches Zusammenbrechen musste sie doch schwer getroffen haben. Und wenn auch ein Zerwürfnis bestand – aber nein, das machte alles noch viel schlimmer. Wie mochte es Daisy jetzt ums Herz sein? Und sicher fürchtete sie sich dort im Krankenhaus.

Und Stella dachte an ihren eigenen Vater, diesen robusten, rauhen, oft ungerechten, immer warmherzigen Mann. Wenn er auch viel zu schnell mit Ohrfeigen bei der Hand war und überhaupt gern in blauen Rauch aufging, ein guter Vater war er doch.

Daisys Vater dagegen – aber das war etwas ganz anderes. Der war so ein Sonderling. Und soviel älter als Dad. Daisy war ein Nachkömmling gewesen, der alte Holland hatte nichts mit ihr anzufangen gewusst. Und dann war ihre Mutter bald gestorben.

Das brachte Stella zu ihrer eigenen Mutter. Sie sah sie vor sich, müde, abgearbeitet, und immer noch mühte sie sich für ihre Familie. Stella sah es erst richtig, seit sie nicht mehr die ganze Zeit im Elternhause war.

Über die Mutter konnte man lange nachdenken.

Wie sie ausschließlich für ihre Kinder da war. Wie sie sorgte, wie sie gab. In diesem Winter hatte sie endlich ein neues Kostüm haben sollen; nötig wäre es längst gewesen. Und als ihr der Vater das Geld dafür gab, ging sie da ihr Kostüm kaufen? Nein, aber Stella trug in diesem Winter einen sehr schönen Mantel, dunkelgrün mit schmalen Pelzstreifen und einem passenden Käppchen dazu.

Merkwürdig nachdenklich konnte einem bei so was werden! Stella seufzte tief.

»Na, Stella, hast du auch Heiratswünsche?« scherzte Rex.

»Gott behüte!« sagte Stella abweisend und schüttelte sich.

Spuk im goldenen Kürbis (1970)

Es war Donnerstag, und Friedel saß in der Gaststube und schrieb seiner Mutter einen Brief. Das tat er jede Woche, und der Maler, der immer am Freitag mit Erasmus und dem Karren ins Dorf zum Einkaufen ging, nahm ihn mit und schickte ihn ab.

»Liebe Mutter«, schrieb Friedel, »das Ranunkelchen kann einen ärgern, der Erasmus ist gut. Matilde ist auch gut. Mir geht es gut. Kurt und Angel(a)-ika geht es auch gut. Ich hoffe dasselbe.

Dein lieber Friedel.«

Das Ranunkelchen war hereingekommen und schaute ihm über die Schulter. Lesen konnte es nicht, schreiben auch nicht, aber wenn man bedachte, was es sonst alles konnte, fiel dieser Mangel nicht sonderlich ins Gewicht.

»Ich schicke ihr einen Kuss, gib her«, sagte es, langte sich den Briefbogen und gab der Ecke links oben einen echten, rechten, liebevollen Kuss: Da saß er, wie ein roter Glückskäfer anzusehen, leibhaftig auf dem weißen Papier, schwarze Punkte und alles. »Das wird ihr gefallen«, sagte das Ranunkelchen zufrieden und gab den Bogen zurück.

Friedel besah sich den runden Käfer. Er war nicht für so etwas. Verzierte Briefbogen! Darauf konnte auch nur ein Mädchen kommen; Jungen schickten so etwas nicht. Aber er mochte den Brief nicht noch einmal schreiben, darum sagte er nichts.

Draußen regnete es. Kurt war zur Mühle gegangen, um mit dem Müller etwas zu besprechen. Im Goldenen Kürbis hielt sich außer Angelika und den beiden Kindern nur ein Radfahrer auf, der missmutig aus dem Fenster starrte und schon die dritte Tasse Kaffee trank.

Aus der Küche erscholl ein tieftrauriges, herzbewegendes Lied. Angelika rührte Pfannkuchenteig und sang dazu.

Es war ein Zeichen, dass sie sich in allerbesten Stimmung befand, denn je wohler sie sich fühlte, desto trauriger wurden ihre Lieder. Dieses Lied war das traurigste von allen.

Das Ranunkelchen malte mit dem Zeigefinger Ringe auf die Tischplatte, große und kleine. Auf dem weißgescheuerten Holz waren sie nicht zu sehen, aber jedesmal, wenn einer fertig war, stieg er leicht schillernd in die Höhe und hing da, bis er zerging. Manchmal waren sechs, sieben, acht Ringe zugleich in der Luft.

Der Radfahrer dachte, die Kinder wären beim Seifenblasen, nur konnte er nicht sehen, womit sie es taten.

Eins von diesen neumodischen Dingen, dachte er grämlich. Zu meiner Zeit nahmen wir Strohhalme und ein bisschen Seifenwasser. Das war noch ein billiges und unschuldiges Vergnügen.

Das Ranunkelchen wollte schon ein ernstes Gesicht machen; es war unheimlich, wie es Gedanken zu lesen vermochte. Friedel konnte zum Glück noch rechtzeitig den Kopf schütteln; wer weiß, was dem Radfahrer sonst geschehen wäre. So aber merkte er nichts, er rief: »Fräulein, zahlen!«, gab Angelika, was er schuldig war, und radelte davon.

»Nur nicht die Gäste ärgern«, mahnte Friedel vorwurfsvoll, denn das hatte Kurt sich ausbedungen.

Die Kleine schüttelte reumütig den Kopf. Sie hängte sich bei Angelika ein, die wieder in die Küche zurückging, und bettelte ihr Apfelschnitze ab. Für Apfelschnitze hatte das Ranunkelchen eine wahre Leidenschaft. Es kam auch nicht wieder, es blieb in der Küche und half Angelika beim Pfannkuchenbacken.

Friedel hörte die beiden lachen und reden, und dazwischen zischte das Fett in der Pfanne, wenn eine neue Kelle Teig hineinkam. Dann fing Angelika an zu singen, aber diesmal war es kein Lied von einer verlassenen Seemannsbraut oder der Gärtnerin so hold, so bleich, son-

dern ein einfaches Kinderlied. Sie sang es ganz durch, alle Strophen, und dann noch einmal die erste Strophe. Sie begann es zum dritten Mal, und da kam eine neue Stimme zu der ihren, zögernd und unsicher, aber tapfer, und sie hielt durch.

Friedel setzte sich auf. Das Ranunkelchen – es lernte singen! Noch nie hatte es jemand singen hören. Alles mögliche brachte es fertig, aber das anscheinend nicht. Es lachte nur zu gern, es schwatzte wie ein Star, aber sonst hatte es, wie Kurt einmal sagte, keinen Ton in der Kehle. Und jetzt fing es an zu singen! Wahrhaftig, überlegte Friedel, es wurde immer – ‚menschlicher‘, hätte er beinahe gedacht.

Da war er wieder bei dem großen Rätsel angelangt. Wer war die Kleine im schimmernden Rock? Sie war wie ein Menschenkind und war doch keines. Er wusste immer noch nicht, woher sie kam; nicht einmal, wie sie kam. Sie wirbelte herein, sie tanzte dem ganzen Goldenen Kürbis auf der Nase herum, sie verschwand wieder, und es war, als sei sie gar nicht dagewesen. Nie blieb auch nur eine Spur von ihr zurück. Was war das nur, warum war es so? Und alle außer Friedel taten, als sei es ganz natürlich.

Friedel ging nicht zu den beiden Sängerinnen in die Küche. Er blieb in der Gaststube sitzen und grübelte. Rätsel waren dazu da, dass man sie löste, aber im Rätseln war er nicht sehr geschickt. Wenn er nur jemanden hätte, der es besser konnte.

Kurt? Der half ihm nicht. Der hatte ihm noch nie eine richtige Antwort gegeben. In den ersten Tagen hatte Friedel ihn öfter gefragt, aber es war nichts dabei herausgekommen. Kurt war sein bester Freund, aber wenn er von ihm etwas über das Ranunkelchen erfahren wollte, war nichts mit ihm anzufangen.

Da kam das große Rätsel selber mit einem karierten Tischtuch herein, tat sehr wichtig und befahl:

»Rück ein bisschen, ich will den Tisch decken.«
 Friedel rückte. Das Ranunkelchen brachte Teller und Bestecke und erzählte stolz: »Du, ich kann singen.«
 »Nee«, brummte Friedel, »das kannst du nicht.« »Doch kann ich es.«
 »Du versuchst es zum ersten Mal und glaubst, du kannst es«, spottete Friedel.
 »Na schön«, gab das Ranunkelchen zu, »ich kann es noch nicht. Aber ich kann heute mehr singen, als ich gestern konnte.«
 »Was das schon ist!«
 »Das ist viel. Gestern konnte ich überhaupt nicht singen.«
 »Und heute kannst du's nicht und morgen nicht und übermorgen erst recht nicht.«
 »Doch, du wirst sehen, Angelika bringt es mir bei.«
 Friedel sah auf einmal so etwas wie einen winzigen Spalt, durch den ein Licht auf das Ranunkelgeheimnis fallen könnte. Er fragte: »Sag mal, warum zauberst du nicht einfach, dass du singen kannst?« und wartete sehr gespannt auf die Antwort.
 Das Ranunkelchen überlegte. »Nein«, sagte es endlich, »ich will es richtig lernen. Ich will wissen, wie es gemacht wird.«
 »Wie es gemacht wird –«, wiederholte Friedel verblüfft.
 »Ja. Ich will alles lernen, was Angelika kann.«
 »Das sollst du gern, mein Herzchen«, sagte Angelika, die mit den Pfannkuchen aus der Küche kam.
 Friedel traute seinen Ohren nicht. Angelika, die richtig Angst vor der kleinen Hexe gehabt hatte, und nun diese Freundschaft? Wie ging denn das zu?
 Am Nachmittag spannte Angelika ihren riesigen, leuchtend-lila schattierten Regenschirm auf und ging die Müllersfrau besuchen, denn Kurt hatte ihr bestellt, sie möchte doch bald einmal wieder in der Mühle vorbeikommen.

schauen. Neben ihr unter dem großen Schirm ging das Ranunkelchen, wieder freundschaftlichst eingehängt.

»Verstehst du das?« fragte Friedel den Maler. »Natürlich«, antwortete der lachend. »Das Ranunkelchen ist der Angelika ins Herz gestiegen – auf lauter Apfelschnitzen.«

Auch am nächsten Tag regnete es noch, nur nicht mehr ganz so heftig. Aber es nieselte die ganze Zeit. Gegen Abend konnte das Ranunkelchen wirklich das kleine Lied singen – oder doch beinahe –, das es am Morgen vorher zu lernen begonnen hatte. Den ganzen Tag über hatte es geübt, Friedel konnte es kaum mehr mit anhören. Er machte sich sowieso nichts aus Musik.

Aber das Ranunkelchen war selig.

»Warum liegt dir denn soviel daran?« fragte er. Das Ranunkelchen lachte nur und gab keine Antwort.

»Singt man bei dir daheim nicht?« versuchte Friedel es von neuem und wie ganz nebenbei.

Aber so leicht war die Kleine nicht zu fangen. »Kommst du mit?« rief sie schon an der Tür. »Ich gehe Erasmus und Mathilde besuchen, sie haben Langeweile bei dem schlechten Wetter.«

Friedel ging nicht sofort mit. Er war zu enttäuscht. Da meinte er nun, es so klug angefangen zu haben, und wieder hatte er nichts herausgekriegt. Immerhin, eines war tröstlich: Wenn das Ranunkelchen den ganzen Tag sang und überhaupt alles lernen wollte, was Angelika konnte, dann würde ihm nicht viel Zeit für seine Schelmenstücke bleiben.

Vielleicht wurde es noch ganz vernünftig? Und dann konnte man mit ihm reden. Das wäre am besten, dachte Friedel und folgte ihm nun doch nach draußen.

Erasmus hatte sich wirklich aus dem Schuppen locken lassen, in dem es sich so warm und trocken stand. Gerade kam auch Mathilde unter etlichen Brennesseln hervor und kroch langsam über den Hof. Erasmus tat einen Schritt auf sie zu. Über jedem der beiden Tiere schwebte

ein-Regenschirm, ein ganz großer über Erasmus, ein winzig-kleiner über Mathilde, beide lila schattiert wie Angelikas Prachtstück.

»Kleines Schaf«, sagte Friedel geringschätzig.

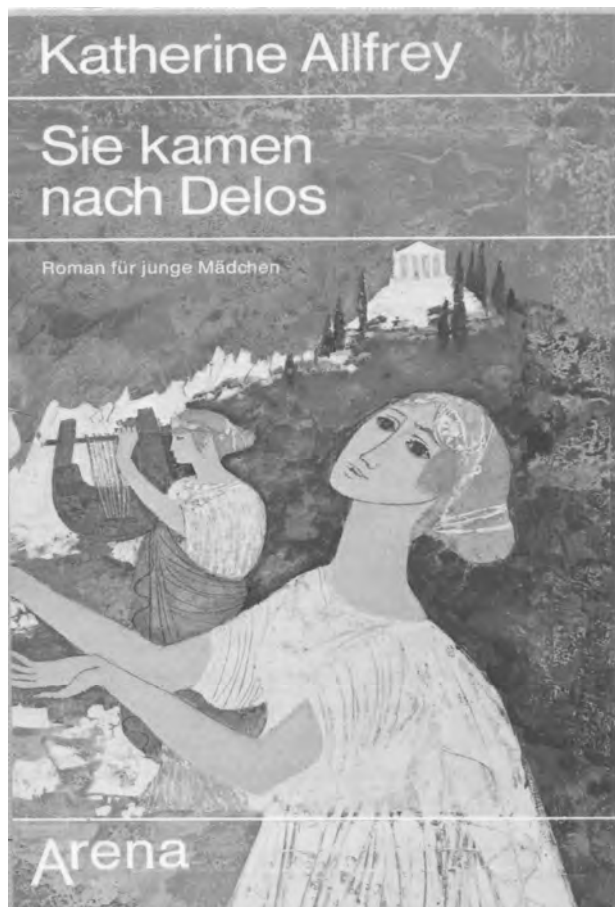
»Die Mathilde spürt doch den Regen nicht mit ihrer Schale.«

Das Ranunkelchen, das eben noch im Hof gestanden hatte, war verschwunden. Vor Friedel stand ein sehr unschuldiges und überaus wolliges Lamm, jede Locke fest gedreht wie ein Schneckenhaus und weiß wie Milch. Es trug ein breites Seidenband um den Hals mit einem Glöckchen daran, und es schielte den Jungen schüchtern und irgendwie hilflos an.

Friedel starrte sprachlos auf die unerwartete Erscheinung. Bei dem wehmütigen Blick des kleinen Tieres überschlich ihn ein unbehagliches Gefühl. War er in den letzten Tagen nicht oft recht hässlich zum Ranunkelchen gewesen?

»Bääääää!« blökte das kleine Schaf. Es klang, als streckte es ihm die Zunge heraus. Weg war es, doch das blaue Seidenband hing jetzt um Friedels Hals, und das Glöckchen klang, als lachte es ihn aus, ganz hoch und fein. Dann war auch das vergangen. Nur die Schirme, zwei leuchtende lila Quallen, hingen noch eine Weile über Erasmus und Mathilde in der Luft.

Friedel warf das Kinn hoch, bohrte beide Fäuste tief und trotzig in die Hosentaschen und ging ins Haus zurück. Nicht zu trauen war dem Ranunkelchen, nicht zu trauen! Es konnte ihm gestohlen bleiben.



Titelcover Sie kamen nach Delos (1980)

Sie kamen nach Delos (1980)

Es war später geworden, als wir dachten. Wir mussten eilen, denn noch war dem Gott, dem wir dienten, der Abend-Hymnos zu singen. Nie war Ausrines Stimme so lichtenhaft hell zum Himmel aufgestiegen.

»Du jubelst geradezu«, bemerkte ich.

»Wie sollte ich nicht jubeln!«

Ich nickte. »Weil du erreicht hast, was du wolltest, ja. Aber sag mir, warum liegt dir soviel daran, diesen Tempel zu bauen? Die Fischer wären mehr als zufrieden gewesen, wenn du ihnen nur den Schrein wieder hergestellt hättest.«

»Das schon. Aber ich ... Daina, siehst du es nicht selbst? Einen Tempel zu erbauen nimmt viel mehr Zeit als einen Schrein zu flicken. Ich habe vor, die Arbeit streng zu überwachen. Was tät' ich nicht, um aus der Enge dieses Daseins herauszukommen! Der Enge, in die Kallikles uns gebannt hat – und er selbst öffnet mir das Tor!«

»Ja«, sagte ich trocken, »mit einem Schlüssel aus Meer-
gold.« Wir waren auf dem Heimweg. Sie lachte leise.

»War es nicht gescheit von mir? Sein Gesicht, als ich ihm die Schnüre reichte!« »Er ist besessen von Delos«, sann ich halblaut vor mich hin. »Es war ihm unerträglich, zu denken, dass Delos vor unseren Augen kleinlich oder geizig scheinen könnte. Oder gar arm, zu arm, einen kleinen Tempel zu errichten.«

»Eins plagt ihn – dass dieser Tempel für ein armes Fischervolk geplant ist. Wie kann er Delos' Glanz mehren? Aber warte, mein hochmütiger Kallikles, ich werde Diktynnas Namen erheben, bis er leuchtet wie der Abendstern.«

Noch etwas bewegte Ausrine, aber darüber sprach sie nicht. Ich erriet es leicht: Immer war das Meer ihr Liebstes gewesen, ihre wahrste Heimat; bei den Fischern der

Küste hatte sie sie wieder entdeckt. Nun musste sie sie haben und halten. War sie erst Priesterin des Diktynnatempels, ja, und vorher schon, sie würde so gut wie zu Hause sein. Mochte sie finden, was sie ersehnte! Sie sprach es nie aus, und ich rührte nicht daran. Menon, der von allem unterrichtet war, meinte, wir würden bald noch weniger von Ausrine zu sehen bekommen als jetzt. »Der Schwan regt seine Flügel«, sagte er verständnisvoll. »Und der andere Schwan?« »Der ist längst weit weg geflogen, er kreist über Ilion. Was sollen wir heute vornehmen, Menon?« »Den Zwölften Gesang. Ich sehe, du kennst ihn nicht sehr gut. Es war kein Schwan, der über Ilion kreiste, sondern ein Adler. – Du wirst also nicht den Weg zur Küste nehmen, Laodike?« »Nein. Es ist nicht mein Weg. Beginnen wir, Menon! Der Zwölfte Gesang.« Er begann, und die tönenden Verse rollten über mich dahin wie Wogen über einen Strand. Menon hatte nur eine Schönheit, seine Stimme; ich konnte Zeit und Umwelt vergessen, wenn er mir aus Homers Dichtung vortrug. War es Singen, war es Sprechen? Es war beides, und er rührte nur sparsam die Saiten dazu. Es brauche nicht weitere Klänge, sagte er stets. Ich wusste aber, dass er auch in der Musik als Meister galt. »Menon«, sagte ich, nachdem er geendet hatte, »ich sollte die Lyra besser spielen können.« »Warum sagst du das? Du weißt, du hast die Gabe nicht.« »Ich brauche es, Gabe oder nicht. Jeder, der gut vortragen will, braucht die Lyra. Wenn ich es zu etwas Achtbarem bringen könnte? Dazu reicht es doch wohl?« »Das schon, und du hast recht. Nun sage mir den wirklichen Grund.« »Weil ...«, wollte ich antworten.

Nein, es glückte mir nicht. Wie sollte ich erklären, was mir selbst unklar und zweifelhaft war? Dies ganz Neue, dass Worte in mir aufstiegen, Klang werden wollten, sich zu Versen fügten – und dass ich das deutliche Gefühl hatte, sie müssten Hand in Hand mit der Lyra gehen? »Gib mir die Lyra«, sagte ich, grimmig und entschlossen wie einer, der zum erstenmal von einer Höhe in tiefes Wasser springt.

Er reichte sie mir. Schon während ich das Instrument stimmte, schüttelte er den Kopf. Aber als ich zu singen anfang, horchte er auf. »Das kenne ich nicht, das ist neu«, sagte er überrascht. »Woher hast du es, Laodike?«

Ich sah ihn an. Er brauchte keine Antwort, er hatte schon erraten, von wem der Hymnos stammte.

»Noch einmal«, befahl er. »Sing ihn bis zum Ende! Oder ist er noch nicht so weit?«

Doch, er war so weit, und ich sang ihn Menon vor, vom ersten bis zum letzten Vers. Meinen Hymnos an Helios.

Er nahm mir die Lyra weg und stimmte neu: »So sollte es begleitet werden. Sing!«

Wie es nun klang, Lied und Lyra zusammen! Ich hatte recht gefühlt, ohne die Lyra war das Lied nur ein halbes Ding. Einmal hatte ich aus braunkörnigem Sand Wasser aufwellen sehen, lautlos sich hebende Buckel und Blasen, plötzlich rieselte es und fand seinen Weg, war ein Quell. So war mir geschehen. Ganz in der Tiefe, ganz in der Stille hatte sich etwas angesammelt, sich vorbereitet, bis es ans Licht musste. Und da ich in dem Augenblick gerade auf der Höhe des Kynthos stand, war ein Hymnos zum Preis des Sonnengottes entsprungen. Daran dachte ich und lächelte.

Nie hatte mein Lehrer mich so prüfend angeschaut wie jetzt. Ich wurde unsicher. War mein Lied, das mich so beglückt hatte, schlecht? Sein Schweigen wurde unerträglich. »O Menon«, rief ich, »sprich! Oder wäre es besser, nie wieder davon zu reden?«

»Ich überlege«, sagte er langsam. »Ich frage mich, ob du es dulden wirst, wenn ich auch in diesem so streng mit dir verfare, wie ich es immer getan habe.«

Diese Erleichterung! Ich lachte laut – denn ich wusste, Menon war am strengsten, wenn es um etwas ging, dem er Wert beimaß.

»Das sollst du sogar«, rief ich eifrig, aber dulden? »Wenn ich weiß, ganz innen drin weiß, dass ich recht habe und nicht du, werde ich dir widersprechen. Kannst du das dulden, Menon?«

»Was bleibt mir anderes übrig? Ich will und muss an dem, was du begonnen hast, teilhaben. Und nun achte genau darauf, wie ich eine Lyra stimme.«

Ausrine kam herein: »Wie, noch immer bei der Arbeit? Menon, dein Sophax und ich, wir haben alle Kuchen aufgegessen, die Chloë für dich gebacken hatte. Das hast du nun davon.«

»Mögen sie euch bekommen«, wünschte Menon ihr und erhob sich. »Wir nähren uns von anderer Speise, nicht wahr, Laodike? Bis morgen, denn, und bereite mir mehr davon.« Er ging, und Ausrine sah ihm erstaunt nach.

»Was meint er damit?«

»Dass ich fleißig üben soll«, und ich wies auf die Lyra.

»Ihr beiden«, seufzte sie, »ihr mit euerem Fleiß! Ich hatte gehofft, dass du morgen mit mir zur Küste kommen würdest. Morgen fangen sie an, den Bauplatz zu ebnen.«

»Und musst du dabei sein?«

»Es geht um den Schrein. Was von ihm bleiben soll und wie wir ihn dem neuen Bau einfügen könnten.«

Seit langem hatte ich sie nicht so frisch gesehen. Sie war angeregt, ausgefüllt von der Aufgabe, die sie sich gestellt hatte. Ich betrachtete sie nachdenklich. Dies war, was sie brauchte: ein lebendiges, tätiges Dasein; dafür war sie geschaffen. Ich aber? Jeder Atemzug drängte mich stärker, heftiger zu dem hin, was ich in mir entdeckt hatte.

»Geh«, sagte ich liebevoll. »Mich lass hier.«

Der Dienst am Altar fiel mir öfter und öfter zu, während Diktynnas Tempel entstand. Apollons lichtester Schwan entflog, so oft er konnte. Mancher, der ihn zu sehen gekommen war, sah sich enttäuscht.

Klymene hatte Sorgen und brachte sie zu mir. »Sieh, wie Hyperoche braun wird von all der Sonne und dem Wind! Ihre schöne Haut, soll sie ganz verderben? Sprich mit ihr, Laodike, sie muss sich vorsehen. Auf mich hört sie nicht.« Sie zeigte mir Tiegel mit Salben, winzige rundbäuchige Flaschen mit duftenden Ölen: »All das habe ich für sie besorgt, und sie sieht es nicht einmal an. Wenn ich ihr sage, dass sie sich vor der Sonne schützen muss, lacht sie mich aus. Und ihr Haar!« Chloë kam herbei und half ihr beim Jammern. »Aber was liegt an Haut und Haaren?« fragte ich, die Gedanken bei anderen Dingen.

Sie waren hell empört. Wieder einmal erfuhr ich, wieviel diesen Frauen, ja, auch den Priesterinnen, das Äußere galt. Schönheit war ihnen das kostbarste, das höchste Gut; sie zu hüten und mit allen Künsten zu pflegen war eine heilige Pflicht. »Was daran liegt«, eiferten sie, eine noch lauter als die andere »was daran liegt, fragst du? Sie ist Hyperoche, die alle allen Glanz übertrifft: darf sie ihn verlieren? So achtlos damit umgehen?«

Ich suchte sie zu begütigen. Ich wies darauf hin, dass Ausrine zu sehr von dem Bau des Tempels in Anspruch genommen sei: »Ihr seht doch, wieviel er ihr bedeutet. Selbst ihre Schönheit opfert sie Diktyнна.«

Was ich auch sagte, es überzeugte sie nicht. Sie gingen fort, Arges prophezeiend. Ich nahm mir vor, mit Ausrine zu sprechen, so nichtig der Grund auch war. Dann ließ ich es doch, denn mir erschien sie, wenn sie von der Küste zurückkam, schöner noch als zuvor. Die leichte Sonnenbräune stand ihr gut, ihre Haut war fein wie immer, nur wärmer durchglüht von Gesundheit und

Jugend. Ihr Haar jedoch – wirklich, so wirr und zerzaust! Wie gebleicht war es, fast silbern.

»Ausrine«, mahnte ich, obwohl es mir eher zum Lachen war, »dein Haar. Es muss etwas dafür getan werden.« Ich rief nach Klymene und ihren Tiegeln und Fläschchen. Sie fügte sich um meinerwillen und ließ sich salben und glätten, zuckte aber die Achseln und meinte, es gebe Wichtigeres. Ich gab es gern zu, legte ihr aber nahe, ein wenig Rücksicht zu nehmen: »Bedenke, dass wir stets vor aller Augen leben.«

Sie warf mir einen Blick zu, halb eigentümlich, halb schelmisch, sagte aber nichts darauf. Wenn ich diesen Blick richtig zu deuten wusste, so hieß er mich, auf keine Besserung zu rechnen. Was in jener Zeit in ihr vorging, erfuhr ich erst später durch Zufall. Bis dahin sah ich nur, was andere Leute auch sahen: dass sie schön und voll Anmut unter uns weilte, heiter und sorglos – so schien es. Nie verriet sie, was sie bewegte, nie ließ sie durchblicken, dass etwas immer stärker in ihr wurde: ihr ursprüngliches Wesen, lange erstickt unter der Form, die Delos uns aufgezwungen hatte.

Und der Zufall, der es mir verriet?

Diktynnas Tempel erwuchs auf seiner steilen Klippe, Diktyнна war Ausrines zweites Wort; was Wunder, dass ich anfing, mich mehr und mehr mit ihr zu beschäftigen, mit Artemis von den Netzen.

War sie die gleiche wie die Göttin, in deren Tempelbereich wir lebten, die Schwester Apollons? Die jungfräuliche Jägerin, die Herrin der wilden Wesen, aber an der Küste Diktyнна – wie viele Namen hatte sie, wie viele Gesichter? Ich verstand nicht, wie diese Jägerin, diese Herrin zu einer kleinen, kahlen Insel kam. Was gab es auf Delos zu jagen, worüber mochte sie herrschen? über Hasen, Schildkröten, Wachteln, über die Vögel der Luft – es war lächerlich, nur daran zu denken. Sie brauchte ganz andere Gebiete, Gebirge und dichte dunk-

le Wälder; was sollte ihr dieses kleine Delos? Das Delos, das sie noch obendrein mit dem Bruder teilen musste, und sein Anteil war der weitaus größere.

Was hilft das Grübeln, dachte ich unmutig, es gibt keine Antwort. Und doch gab es sie. Plötzlich fiel sie mir wie eine reife Frucht in die Hand.

Nicht Artemis' Diktyнна, sondern einzig Diktyнна, deren Gebiet die See war, nicht eine kleine Insel unter vielen. Die See und die darauf fuhren, raue Gesellen, aber frei und mutig, die sie ehrten, jetzt wie vormals. Die wussten, sie war immer gewesen, sie würde sein, so lange noch Wellen an einen Strand liefen. Diese Erkenntnis zündete mir ein solches Licht an, dass ich aufspringen und im Raum hin und her laufen musste. Mehr Raum, ich brauchte mehr! Zum Strand, zur Küste! Ich war kaum auf dem Wege, als er sich schon zu formen begann: der Hymnos an Diktyнна.

Es war Mittag, als ich anlangte. Aus irgendeinem Grund wurde an diesem Tag nicht gearbeitet, die Baustelle lag verlassen. Das war mir lieb; ich setzte mich auf einen der großen behauenen Steine, eine Stufe oder Schwelle mochte es sein, und blickte aufs Meer hinaus. Es war bewegt wie ich selbst, es begeisterte mich noch mehr, und ich sang die neuen Verse laut in den Wind, in die Weite.

Im Gefunkel drunten war etwas wie ein dunkler Punkt, der größer wurde, er kam auf das Ufer zu. Dann zwei helle Arme; dort schwamm ein Mensch! Mir schien, ein Knabe, mühelos schoss er durch die blitzenden Kämme. Er kam schnell näher, schon sah ich ihn nicht mehr. Das hohe Ufer verbarg ihn. Ich war neugierig geworden, stieg zum Wasser hinunter und kam gerade rechtzeitig an, um zu sehen, wie der Schwimmer sich an einen Felsen hochzog, lachend, glänzend vom Nass. Kein Knabe – Ausrine. Sie riss ein schwarzes Tuch vom Kopf und schüttelte ihr Haar frei, dann streckte sie sich auf dem flachen Stein

aus, glücklich wie ein beschenktes Kind. »Ausrine«, sagte ich leise.

Sie richtete sich nicht auf, öffnete nicht einmal die Augen. Die Sonne hielt sie ihr zu. »Daina«, gab sie zurück, leise, wie ich gesprochen hatte. Und nach einer kleinen Weile: »Bist du gekommen, mich zu holen?«

»Nein. Ich bin ganz einfach gekommen.«

»Ich werde gleich trocken sein. Mein Kleid liegt etwas weiter oben in den Felsen, holst du's mir?«

Ich ging es suchen. Als ich damit zurückkam, hatte sie sich aufgesetzt, ihr Haar, feucht und darum dunkler, hing bis zu den Hüften hinab. Sie warf das Kleid über, ich half die Spangen schließen, und dabei wandte sie mir das Gesicht zu, halb lachend, halb betroffen. Wie jemand, der beim Honignaschen erwischt wird, aber keine Strafe zu befürchten hat. »Die im Dorf haben dich nicht geschickt?«

»Nein, ich bin geradewegs hierher gekommen.«

»Gut, dass du es bist und niemand anders! Heute fühlte ich mich so sicher, dass ich nicht einmal eins der Mädchen mitgenommen habe. Wäre Ino hiergewesen, du hättest mich nicht ertappt.« Sie trat in ihre Sandalen und band sie fest. Das Haar fiel ihr dabei übers Gesicht, und so, im Verborgenen, sagte sie: »Ja, nun werden wir darüber reden müssen, Daina.«

»Über dies und über anderes. Komm hinter deinem Haar hervor! Wir gehen nach oben.«

Sie folgte mir, meinte aber, oben sei zu viel Wind. Das stimmte, doch waren die Mauern des kleinen Tempels schon hoch genug, uns Schutz zu bieten. Da saßen wir bei Diktyнна, sozusagen, und tauschten unsere Geheimnisse aus. Ich musste beginnen, denn Ausrine konnte kaum erwarten zu hören, was mich gerade heute hierhergebracht hätte.

»Sprich doch«, drängte sie. »Wolltest du sehen, wie weit der Bau gediehen sei? Denn dass heute nicht gearbeitet

würde, konntest du nicht wissen – die Arbeiter samt dem Baumeister sind nach Rheneia hinüber gefahren, zu einem Fest.«

»Nein, nicht deshalb«, sagte ich zögernd.

»Nur, weil ...« Langsam, wie zähe Tropfen kam es heraus: Diktyнна, und der Hymnos, und dass es mich hierher getrieben hätte: »Ich konnte nicht anders, Ausrine.«

»Ein Hymnos an Diktyнна? Ich kenne keinen. Woher hast du ihn?« fragte sie weiter.

»Von ihr, glaube ich. Das heißt, ich habe ihn ...«

»Was hast du ihn?«

»... gedichtet.«

»Aber davon weiß ich ja gar nichts«, rief sie. Sie warf die Arme um mich: »Und ich meinte, ich hätte ein Geheimnis! Dabei haben wir beide unbekannte Pfade eingeschlagen!« »Ja, aber meiner blieb auf festem Boden«, bemerkte ich anzüglich. Davon würden wir später reden, sagte sie. Zuerst aber, jetzt, sogleich – der Hymnos. Der neue, vielleicht der einzige Hymnos an Diktyнна.

»Er ist noch nicht fertig«, wandte ich ein.

»Tut nichts. Sing, was davon da ist.«

Eine Lyra war nicht zur Hand, darum sprach ich ihn, langsam, suchend, wiederfindend; ich verlor alle Scheu, ich fand eine neue Strophe. Unversehens stand das Ende da, vollendet, ohne Tadel, ich wusste nicht, wie es gekommen war. Waren es die leuchtenden Augen dicht vor mir, holten sie mehr aus mir als ich selbst wusste?

»Er ist schön, dein Hymnos«, murmelte Ausrine. Sie schien den Versen nachzulauschen. Dann fügte sie hinzu: »So hat sie auch dich eingefangen.«

»Wer, Diktyнна?«

»Wer sonst«, sagte sie. Sie schüttelte sich ein wenig, wie jemand, der einen Traum, einen verwirrenden Gedanken abschütteln will. Und sie fing an mir zu erzählen, wie es ihr ergangen war. »Das Meer, Daina«, flüsterte sie, »das Meer nahm mich an sich. Oder nenne es Diktyнна,

wenn du willst. Ist es nicht dasselbe? Als ich fast am Ende war, nahm sie mich an die Hand. Vielleicht, weil ich ihr den Schrein erhielt, den Tempel darüber erbaute? Ich möchte es gern glauben ...«

»Was tat sie?« Auch ich sprach ganz leise.

»Sie lockte mich, sie rief. Immer dringlicher. Mit all ihren kleinen, tanzenden Lichtern lockte sie mich, mit ihren tausend Stimmen rief sie mich zu sich. Und ich folgte. Die Fischer halfen.« – »Die Fischer!«

Sie lachte. »Die Leute hier kennen nur eins: zu fördern, was ich will. Was Hyperoche will, ist ihnen Gesetz. Was Hyperoche tut, ist das Rechte. Die Sonne senkt sich ins Meer und steigt wieder aus ihm auf; tut Hyperoche das Gleiche, wenn auch nur auf eine Stunde oder zwei – so muss es sein. Vor allem aber hüteten sie das Geheimnis.«

»Warum musste es ein Geheimnis sein?«

»Welche Frau auf Delos, welche der Priesterinnen würde auch nur daran denken, ins Meer zu tauchen?« fragte sie zurück. Ich musste ihr recht geben: nicht eine. Nicht einmal mir wäre es eingefallen, und ich bin vom gleichen Stamm wie Ausrine. »Immer zog es mich zum Meer«, erzählte sie, »auch damals schon, daheim. Weißt du noch, erinnerst du dich an den Tag, als ich von unserem Strand Abschied nahm?«

Ich erinnerte mich sehr gut. Ich dachte auch daran, dass ihres Vaters Hof der Küste viel näher lag als der unsere. Darum wohl kannte sie die See so viel besser als ich.

Während ich zurückdachte, spann sie ihren Faden weiter. »Und als ich erkannte, dass es mich trug, das Meer, dass es mich wiegte – als ich Geschick und Kraft gewann, da gab's kein Halten mehr. Weiter und weiter hinaus, Daina, o die Frische, die Helle, so leicht alles! Da war ich glücklich.«

»Aber wenn dich jemand entdeckt, dich verraten hätte?«

»Was wäre mir geschehen? Es ist nichts Unerlaubtes, eine Rüge, ein Verbot, mehr hätte es mir nicht eingetragen.

Aber wir waren vorsichtig.« Sie berichtete, dass Nikias in seinem kleinen Boot immer neben ihr gewesen sei, bereit, sie aufzunehmen, falls sie ermüden sollte.

»Nikias immer dabei – und du so, wie ich dich eben gefunden habe?«

Sie lachte herzlich über mein Erschrecken. »Nein, nein! Ich trug das kurze Zeug der Fischerknaben. Mit weniger hätte ich Nikias nicht vor die Augen kommen dürfen; diese Fischer sind ehrbare Leute, glaub mir nur. Er bestand auch darauf, dass eine seiner Töchter mit im Boot war, die älteste meistens. Nicht aus Sorge um meinen guten Ruf allein, sondern um seinen eigenen. Und an Land saß die Kleine, Ino, um uns ein Zeichen zu geben, sollte jemand daherkommen. Es ist noch nie nötig gewesen. Ich schwamm nur, wenn die Arbeiter gegangen waren. Später wurde ich mutiger.« Es zuckte um ihre Mundwinkel, es tanzte wie lauter Übermut in ihren Augen, aber gleich darauf fuhr sie völlig ernst fort: »Es geht ein Gerücht um auf den Inseln, eine von Thetis' Töchtern soll in diesen Wassern ihr Wesen treiben. Sie zu sehen, schlimmer noch, sie aus Neugier zu belauern, würde Unheil bringen.« »Ausrine!«

»Ja? Alles Inselvolk steckt voll der seltsamsten Mären. Warum es nicht nützen?«

Damit hatte sie wieder recht. Trotzdem!

Sie sah wohl, dass ich ihr nicht ganz beistimmte; sie verteidigte sich, es lag ihr viel daran, dass ich ohne Rückhalt für sie sei. »Versteh es doch«, bat sie, »ich musste dies tun, ich musste es haben, wenigstens dies, Daina – ich selbst zu sein, wenn auch nur auf Stunden. Ich Ausrine, nicht Hyperoche.«

Ich verstand sie sehr gut. Ob man ins Meer tauchte oder in Mythos und Dichtung, schließlich war es dasselbe. Nur hatte ich es leichter gehabt, denn meine Leidenschaft musste von allen mit Billigung, sogar mit Beifall

angesehen werden. Die ihre jedoch – eine Priesterin, die sich in den Wellen tummelte wie ein Delphin?!

»Wenn es entdeckt würde – der Aufruhr!«

»Wäre es nicht herrlich? Gegen Wogen anschwimmen ist herrlich.«

»Siehst du es so? Ich nicht. Ich sehe nur Kallikles, weiß vor Zorn. Es wäre aus mit der Thetis-Tochter.«

Aber sie war fest davon überzeugt, dass Dikynna es nicht geschehen lasse; ob Wogen oder glatte See, sie sei in ihren Händen.

Wir standen auf, um zum Fischerdorf zurückzukehren, und sie bestand darauf, schon jetzt den neuen Hymnos zu erlernen. Noch während wir über Felsen stiegen und über Steine stolperten, musste ich ihr die Verse vorsagen: obwohl mir der Schrecken über ihre Waghalsigkeit noch in den Gliedern steckte.

Der flammende Baum (1982)

Ihre Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit, sie konnte Büsche erkennen, einen hier, mehrere dort, bucklige Gestalten. Nirgends auch nur ein Glimmen. Eine furchtbare Enttäuschung überwältigte Gwenny. Es war also doch ein Märchen gewesen, eine Lüge –

Aber warum hatte Mistress Thomas gerade an diesem Abend alle Fensterladen geschlossen – und hatte sie nicht so gut wie zugegeben, dass in Corwryon sich etwas Unheimliches begab, etwas, das nicht erwähnt werden durfte?

Nein, dachte Gwenny, es ist gewiss. Den Baum gibt es, Rhodri hat ihn mir gezeigt, und in dieser Nacht wird er brennen. Und wieder dachte sie, ich bin zu spät gekommen, es ist lang nach Mitternacht. Ich sollte ins Haus zurückgehen und mich schlafen legen; was stehe ich hier und hoffe auf ein Wunder? Und doch konnte sie sich nicht losreißen. Sie stand da in ihrer großen Betrübtheit und ließ den Kopf sinken, Finsternis ringsum, Finsternis draußen und drinnen.

Und wie sie so stand, trauernd um ihr Wunder, wurde sie sich langsam einer milden Helle bewusst, schwach nur, ganz schwach, und nun etwas stärker. Ah, dachte Gwenny. Der Mond, er geht doch noch auf. Aber – kein Mond, durchfuhr es sie. Das Wunder, mein Wunder!

Vor ihr der Baum, von ihm ging die Helle aus. Jeden Augenblick wuchs sie, wurde zum Glühen, wurde zum Leuchten, war lauter Gold. O der Baum von Corwryon, flammend in der Winternacht, lebendig und licht, er stand in vollem Laube, und seine Blätter waren Feuerzungen. Und er, der brannte, verbrannte nicht. Kein Knistern, kein Wispern der Flammen.

Gwenny sank auf die Knie. Es gab nichts als den flammenden Baum, er füllte Himmel und Erde. Ganz an das

Wunder hingegeben verharrte sie, sie nahm teil daran, sie war lodernder Zweig, sie war golden und strahlend und voll Seligkeit.

Stunden verflogen; im Glanz und in der Glut des Baumes war sie wie gefeit. Und dann ein Nachlassen, ein Schwinden, ein Zurückweichen, ein kühler Luftzug zwischen ihr und dem Gold, dem Glühen. Unwillkürlich rutschte Gwenny vorwärts, auf erstarrten Knien. »Bleib, bleib«, flüsterte sie. Ach, es verließ sie doch. Sie kroch zu dem Baum hin. Zusehends schwand sein Licht, sie streckte die Hände aus und berührte das letzte Gold, bevor es erstarb – wurde ergriffen von andern Händen und hinübergezogen zu denen, die dort gewartet hatten. Ihr vergingen die Sinne.

Gwenny erwachte wie nach langem, tiefem Schlaf. Sie hob den Kopf von dem Kissen, auf dem er geruht hatte, und ließ den Blick wandern – alles, was er traf, war ihr völlig fremd. So fremd, dass sie sich jäh aufsetzte, um jede Einzelheit genau zu betrachten.

Sie befand sich in einem fast runden Gemach, nur ein Stück der Wand war gerade. Eine dunkle Öffnung gähnte darin, der Kamin. Er war von behauenen Steinen umgeben; der oberste in der Mitte trug ein Wappen.

Auch die Wände waren aus Stein, dunkel und rau.

Viel war von ihnen nicht zu sehen, schwere wollene Behänge reichten von der Decke bis zum Boden. Sie waren so verblichen, dass es schwer zu sagen war, welche Farbe, welches Muster sie einst gehabt hatten, nur in ihren Falten verbarg sich wohl noch ein Rest von Blau, eine Spur von Grün, der Umriss von Blatt oder Blüte. Zwei Fensterschlitze ziemlich hoch oben im Gemäuer ließen ein wenig Licht herein – wenn dieser graue Schein Licht zu nennen war. Vielleicht war es die Dämmerung, aber ob ihr der Tag folgen würde oder die Nacht, war nicht zu erraten. Nichts wies darauf hin, kein Hahnenschrei, kein Eulenschrei noch sonst eins von den Geräu-

schen, die das Erwachen des Tages und auch seinen Niedergang begleiten.

Außer dem Bett, auf dem Gwenny lag, gab es noch eine riesige Truhe, einen Stuhl aus fast schwarzem Holz und ein paar Schemel – und jetzt erst bemerkte sie, dass sie nicht allein in diesem Raum war. Am Fußende des Bettes saß eine schmale, schattenhafte Gestalt, die eines Mädchens oder einer ganz jungen Frau; hatte sie die Schläferin bewacht? Sie wusste, dass Gwenny sie entdeckt hatte, aber sie regte sich nicht. Sie richtete nur die großen, dunklen Augen auf Gwenny. Sie sahen einander an, fragend der Blick der einen, still wie das Wasser eines tiefen Brunnens der Blick der anderen.

Nun erhob sie sich, trat einen Schritt näher und nahm Gwennys Hand in die ihre. Wie kühl ihre Finger waren! Kein Wunder, es war kalt in diesem Gemäuer. Im Kamin war wohl lange kein Feuer angezündet worden, nur ein Häufchen toter Asche lag darin.

»Ich bin Eiluned«, sagte das blasse Wesen. »Und du?«

Gwenny antwortete nicht sogleich, sie nahm die dünnen weißen Finger zwischen ihre eigenen und sagte: »Dir ist kalt.«

»Ja«, flüsterte Eiluned, »kalt ...« Und Gwenny fragte: »Wo bin ich denn?«

»Du bist in Corwryon.«

Corwryon sagte sie, es klang so ähnlich wie Corwryon, und als sie den Namen hörte, wusste Gwenny wieder, was geschehen war: Der Baum, flammend und leuchtend in der Winternacht, und sie selber vor ihm auf dem bereiften Boden. Lange Stunden, Augenblicke? Sie wusste es nicht, nur, dass sie nach seinem Glanz, nach seiner Herrlichkeit gegriffen hatte, um festzuhalten, was entschwinden wollte. Fremde Hände hatten sie erfasst und durch das Tor gezogen – sie begriff es jetzt, der Baum war ein Tor gewesen, ein flammender Bogen. Warum hatte sie es nicht gleich erkannt? »Ich hätte hindurchge-

hen müssen«, sann sie halblaut vor sich hin, »aber wie sollte ich das wissen?«

»Beinahe wäre es zu spät gewesen«, sagte Eiluned ebenso leise, »erst als du die Hände ausstrecktest, wussten wir, dass du kommen wolltest. Und nun bist du hier, bei uns.«

»In Corwryon – aber was bedeutet das, und wer bist du?«

Eiluned setzte sich auf den Rand des Bettes, sie legte ihre Hand auf Gwennys Schulter. »Es ist eine lange Geschichte, und du sollst sie hören, aber nicht jetzt. Ich meine, du solltest zuerst Corwryon sehen, unsere Stadt. Ich will sie dir zeigen. Ist es dir recht?«

»Lass mich aufstehen«, sagte Gwenny und schwang ihre Füße aus dem Bett. »Ach, meine Schuhe«, rief sie, als sie die kalten Steinplatten unter ihren Sohlen fühlte.

Eiluned reichte sie ihr. »Ich selber habe sie dir von den Füßen gezogen, nachdem wir dich hierhergebracht hatten«, lächelte sie.

Gwenny trat hinein und schaute dabei auf Eiluneds Schuhe. Aus einem weichen Stoff gefertigt, legten sie sich um die Füße wie Strümpfe; wollte sie damit auf die Straße gehen? Dann blickte sie sich nach einem Spiegel um; es gab keinen. Sie strich über ihr Haar, sicher war es nicht mehr glatt und ordentlich. Aber Eiluned wartete schon bei der Tür. Mochte es hingehen, die Flechten lagen noch fest genug. Da war ja auch ihr Tuch, sie legte es über die Schultern und knotete es neu. Ihr Umhang lag sauber gefaltet auf einem der Schemel, sie wollte danach greifen, aber Eiluned meinte: »Lass ihn hier, du brauchst ihn nicht.« »Aber es ist Winter«, wendete Gwenny ein.

»Hier ist weder Winter noch Sommer«, gab Eiluned zurück.

Bestürzt blieb Gwenny stehen. Wohin war sie gekommen – an einen Ort, der weder Winter noch Sommer

hatte? »Eiluned«, begann sie, aber das blasse Mädchen hob abwehrend die Hand. »Geduld«, bat sie, »Hab noch eine kleine Zeit Geduld. Bald wirst du alles verstehen. Komm jetzt, Gwenny.«

Die schwere Tür öffnend ging sie voraus, Gwenny folgte ihr – nicht ganz auf dem Fuße, denn vor ihr schleppte der Saum eines langen Gewandes über den Boden. Es ging ein paar steinerne Stufen hinab, dann unter einem Bogen durch eine weite Halle, deren mächtiges Tor offenstand. Davor lag ein kleiner Hof.

Gwenny atmete auf, sie war doch wieder im Freien und froh, den düsteren, kalten Mauern entronnen zu sein. Wenn es auch ein grauer Tag war, sie war doch froh.

Tag? Sie blickte zum Himmel auf, sah aber nichts als das fahle, lichtlose Grau. Nebel, dachte sie enttäuscht. Nun ja, es war Winter. Und ihr fiel ein, dass es hier weder Winter noch Sommer geben sollte. Ein Frösteln überschlich sie. Nur dies?

Immer nur dies?

Eiluned wartete bei einem hohen, finsternen Gewölbe, dem Haupttor der Burg. Es öffnete sich auf einen viel größeren Hof, hohe, starke Mauern umgaben ihn, eingebaute Kammern unter Bogen, Stallgebäude in Winkeln, Wehrtürme darüber. Aber das alles war leer, verlassen, es zeigte sich kein Mensch, nicht einmal der Torhüter. Sie brauchten ihn auch nicht, die Zugbrücke war niedergelassen, die Mädchen konnten ungehindert hinübergehen.

Und doch zögerte Eiluned, verhielt den Schritt und zwang dadurch ihre Begleiterin, stehenzubleiben.

»Du wirst dich nicht fürchten?« flüsterte sie eindringlich.

»Was du auch siehst, es darf dich nicht betrüben!«

»Ist es betrüblich?« fragte Gwenny zurück. Auch sie sprach leise, als ob sie ein Geheimnis teilten.

»Ja, es ist ...« Eiluned brach ab. Sie begann von neuem, etwas lauter: »Aber nun bist du gekommen. Es wird nicht lange mehr so sein.«

Gwenny dachte: Was meint sie damit, jetzt bist du gekommen? Wozu bin ich hier, was erwartet sie? Aber sie sollte ja Geduld haben, also schwieg sie. Zunächst war da ein freier Fleck, dann ein kurzer Weg, den nichts einengte, nicht einmal etwas Buschwerk. Sehr bald gingen sie zwischen Häusern, dicht aneinandergedrängten, schmalen Häusern mit Giebeln und buckligen Dächern. Die Gasse senkte sich leicht und mündete in einen Marktplatz; eine Kirche erhob sich auf der einen Seite, auf den anderen drei waren die Gebäude stattlicher als die in den Gassen. Hier begegneten ihnen Bewohner der Stadt, Frauen und Männer, ein Kind oder zwei: Sie standen still, sobald sie die Mädchen gewahrten. Niemand grüßte sie, doch wusste Gwenny, dass sie ihnen nachstarrten, als sie vorüber waren, und dass einige ihnen folgten. Keine Stimme wurde laut, kein Pferdehuf, kein Rollen von Rädern war zu hören. Wie auch aus keinem Schornstein Rauch aufstieg, wie auch nicht ein blankes Fenster zu sehen war, und über allem, um alles herum das fahle, bedrückende Grau.

Die lichtlose Stadt, Corwryon.

Eiluned führte sie durch die Gassen, ließ sie in Höfe schauen, in Winkel, in Werkstätten. Überall war es das Gleiche. Gwenny ertrug es nicht mehr.

»Lass uns umkehren, Eiluned«, bat sie.

Sie waren an der Stadtmauer, gerade bei einem der Tore. Es war geschlossen, mächtige Eisenbarren lagen vor den rissigen, mit Nägeln beschlagenen Planken. Schwere Schlösser schienen dafür zu stehen, dass hier kein Ein und Aus mehr möglich sei. Ein Wächter lehnte in der Tornische; mit erloschenen Augen sah er vor sich hin.

»Und draußen?« fragte Gwenny beklommen. Eiluned entgegnete: »Es gibt kein Draußen.« Und da Gwenny

stumm vor ihr stand, nahm sie ihre Hand. Sie fragte zaghaft: »Graut dir sehr?« Gwenny antwortete nicht darauf. Eine große Angst stieg in ihr hoch, aber sie zwang sie nieder. »Wo sind wir denn, Eiluned – wo?« Eiluned fragte zurück: »Was liegt unterhalb der Anhöhe, auf der unser Baum steht?«

»Ein Sumpf.«

»Wir sind unter dem Sumpf.«

Gwenny schlug die Hände vors Gesicht, ließ sie wieder fallen und rief: »Wie soll ich das verstehen? Alles, was du mir sagst, alles, was du mir zeigst – wie es glauben? Ach, wenn es doch nur ein bisschen Sonnenschein gäbe und eine kleine Bank, auf der wir sitzen könnten, und du erklärtest mir ...«

»Es ist viele hundert Jahre her, seit die Sonne Corwyryon zum letzten Mal sah«, murmelte Eiluned. »Da ist noch eines, das ich dir zeigen muss, und dann sollst du hören, was uns befallen hat, und warum. Komm, wir gehen zurück zur Burg.« Unterwegs sprachen sie kaum, nur als sie durch das Burgtor gingen, bemerkte Eiluned: »Was du jetzt sehen wirst, ist das seltsamste von allem.« Sie stiegen hinauf zum Söller, und Eiluned führte sie in ein Gemach dicht dabei. Mitten darin stand, etwas erhöht, eine Bahre oder ein Lager, und darauf, im Dämmerlicht kaum erkennbar, die Gestalt einer Frau. Nur ihr Gesicht und die weißen Hände waren sichtbar; kostbare Decken verhüllten die Gestalt. Sie lag so still wie ein Bild aus Stein.

»Das ist Dilys«, flüsterte Eiluned.

»Ist sie tot?«

»Nein, sie schläft. Sie schläft, seit Corwylyon versank, und wir wissen nicht, ob sie je erwachen wird.«

Gwenny konnte den Blick nicht von dem stillen, bleichen Gesicht wenden. Nie hatte sie ein so zartes und bei aller Zartheit so hoheitsvolles Gesicht gesehen. Um Stirn und Wangen lag weißes Leinen: es war nicht weißer als

sie. Gwenny wünschte nichts so sehr, als dass die Augen sich öffnen, der Mund lächeln, die schönen Hände sich regen möchten – und dass sie Dilys Stimme hören dürfte.

Nur Eiluned sprach. »Gehen wir in den Söller, Gwenny. Ich weiß nicht, wie viel Zeit wir haben, und ich muss dir noch alles sagen.« Und da Gwenny noch einen langen, langen Blick zu der Schlafenden zurückwarf, versprach sie, dass die Tür zu Dilys' Gemach ihr nie verschlossen sein sollte. »Ich bin ihre Hüterin«, erklärte sie, »und du darfst bei ihr sein, sooft du willst, zusammen mit mir und auch ohne mich. Aber jetzt musst du mir zuhören.«

Achim (1984)

Am nächsten Morgen steigt Achim in den großen roten Bus.

Er löst eine Karte bis zum Bahnhof. Dann sitzt er stillvergnügt, bis er hört: »Bahnhof!«

Sein Geld hat er in einem kleinen Beutel in der Schultasche.

Der Bahnhof ist nicht groß. Brockeloh ist nur eine mittlere Landstadt. Achim geht in die Vorhalle.

Er fragt eine Frau, die da steht, wo er eine Fahrkarte bekommen kann. Sie zeigt ihm die drei Schalter:

»Dort drüben, Kleiner, dort kriegst du deine Fahrkarte.«

Achim geht hin.

»Na, junger Mann?« fragt der Beamte hinter der Glasscheibe.

»Eine Fahrkarte, bitte«, sagt Achim.

»Wohin soll es denn gehen?«

Achim hat mal von einer Stadt gehört, die Billerstedt heißt.

Darum sagt er jetzt: »Billerstedt.« Er holt sein Beutelchen aus der Schultasche, legt es in die blanke Schale vor seiner Nasenspitze und erklärt:

»Da drin ist mein Geburtstagsgeld und das Geld von Weihnachten. Ist das genug?«

Der Beamte zählt das Geld. Ja, es reicht für eine Karte nach Billerstedt.

Er gibt Achim die Karte. »Der nächste Zug«, sagt er, »Bahnsteig Zwei. Du musst dich beeilen. Hier ist der Rest!«

Hastig klaubt Achim die paar Münzen aus der Schale und läuft los, auf Bahnsteig Zwei.

Wirklich, da steht der Zug.

Achim steigt ein und setzt sich auf einen Platz am Fenster.

Außer ihm ist niemand im Abteil.
Die Türen schließen sich.
Der Zug fährt ab.
Er rollt aus dem Bahnhof, erst langsam, dann schneller.
Noch schneller! Schon bleibt die Stadt zurück.
Das ist herrlich, so dahinzufiegen über das flache Land.
Der Zug läuft auf einem Bahndamm dahin. Achim setzt sich auf.
Es ist sein Bahndamm!
Da ist sie ja, die Halbe Reihe, da sind die bunten Gärten, da ist sein Haus!
Er sieht nur eben die Tauben.
Sie fliegen vom Dach auf. Schon ist er daran vorbei.
Nun versteht Achim, warum niemand ihm wiederwinkt, und wenn noch so viele Leute im Zug sind. Es geht viel zu schnell. Die sehen ihn gar nicht.
Achim ist sehr froh, dass er es endlich weiß.
Es gibt schon wieder was zu sehen. Eine Wiese mit rotbunten Kälbern darin. Plötzlich werfen alle die Schwänze und die Hinterbeine hoch und toben wie verrückt über die große Koppel. Warum tun sie das?
Hat der Zug sie erschreckt?
Nun eine Weide mit Kühen.
Die kümmern sich kein bisschen um den Zug.
Sie fressen gerade, und sie fressen ruhig weiter. Etwas später sieht er zwei Pferde, ein braunes und ein weißes. Die machen es wie die Kälber. Wie wildgeworden rennen sie rund um die Wiese. Achim lacht.
Sein Frühstücksbrot fällt ihm ein. Er holt die Dose aus der Schultasche und beißt in ein Butterbrot. Mit Erdnussbutter! Das mag er am liebsten. Und wenn es auch Käse-und-Tomate gewesen wäre, heute hätte es ihm ebenso gut geschmeckt. Dabei mag er Käse-und-Tomate nicht gern. Aber er isst seine Butterbrote im Zug, das ist etwas Besonderes.

In einem Bus hat er schon öfter etwas gegessen. Was das schon ist. Dies ist ein Zug!

Das Haus am Deich (1988)

Das, was Betsy Anne Nachtsbuk nannte, war länger nicht vorgekommen, stattdessen, meinte sie, spukte es nun am Tage. Oder war es keine Spukgestalt gewesen, die plötzlich auf dem Seewall erschienen war? Vor ihr war niemand gegangen, und niemand war ihr entgegengekommen. Ein Fischer war es nicht und auch kein Bauernjunge, das sah sie an seinem Gang. Irgendwie verstohlen bewegte er sich dem Haus am Deich zu. Ehe sie sich's versah, war er verschwunden, wie weggesunken. Hatte sie sich eingebildet, jemanden zu sehen? In diesem Dämmerlicht war alles ungewiss. Sie glaubte schon nicht mehr, dass sie einen Menschen gesehen hatte.

Ein anderes Mal meinte sie einen Schatten um die Hausecke huschen zu sehen, und dergleichen kam noch ein paarmal vor, immer im Halbdunkel. Aber als sie einem Fremden im Hausflur begegnete, der so tat, als ob er stark angetrunken wäre, konnte von Schatten oder Spukgestalt keine Rede mehr sein. »Wo – wo – geht's hier nach draußen?« lallte er, aber als er auf die Haustür zuzuging, die sie ihm zeigte, waren seine Füße merkwürdig sicher.

Wieder war es fast dunkel. Und während sie darüber nachdachte, fiel ihr etwas auf – jedesmal war der Onkel unterwegs gewesen.

Der Fremde im Gang: Er hatte dicht bei der Tür von Freds Stube gestanden. War er eben aus dieser Tür getreten? Behaupten konnte sie es nicht.

Auf einmal hatte sie genug davon. Von Fragen, die sie nicht beantworten konnte, von Geheimnissen, vom Argwohn. Sie musste es sich aus dem Kopf schlagen, und zwar jetzt sofort. Augenblicklich.

Ein so schöner Tag und Argwohn. Und Misstrauen. Es war direkt sündhaft. Sie sagte Mary Bescheid und ging

ins Freie, wieder den Priel entlang. Ein Reiher, der gedankenvoll an seinem Rand stand, hob sich schwerfällig in die Luft; eine Wildente lotste ihre zweite Brut zum Schutz der Binsen hin. Es blitzte blaugrün dicht über dem stillen Wasser auf: ein Eisvogel, und in einem Apfelgarten wimmelte es von Blaumeisen. Betsy Anne riss ein Blatt vom Sauerampfer ab und kaute es, an einen Weidenstamm gelehnt, den Blick in seinem Laub verlierend. Dies war ein ganz vollkommener Tag, und wenn sie auch in Ungnade fallen sollte, weil sie hier die Zeit vergeudete, statt Bettlaken zu säumen.

Gerade die Nacht, die einem so vollkommenen Tag folgte, warf ihre guten Vorsätze über den Haufen. In dieser Nacht, die ohne Mond war und sich stark bewölkt hatte, wusste sie es ganz bestimmt – es waren Pferde auf dem Seewall und, so sacht sie gingen, Schritte. Diesmal saß sie nicht starr vor Schrecken in ihrem Bett. Mit großer Vorsicht ließ sie sich zu Boden gleiten und kroch zum Fenster hin. Sie hob den Vorhang nicht, nur seine Kante. Ein Schlitz, mehr wurde nicht frei.

Sie sah Masten vor dem Fenster. Sonst nichts, aber dass draußen rege Tätigkeit herrschte, brauchte ihr niemand zu sagen. Ein Fahrzeug, sie wusste nicht, ob Ketsch oder Trow, hatte Fracht hierher getragen, die wurde nun ausgeladen, in größter Eile. Und ohne ein Wort, fast ohne Geräusch. Die Mannschaft musste gut aufeinander eingespielt sein und Augen haben wie Katzen, die auch im Dunkeln sehen. Doch war es nicht pechschwarz da unten, ein ungewisser Lichtschein geisterte herum: eine verhängte Laterne? Die hielt wohl einer unterm Umhang und hob nur manchmal eine Falte, wenn es nicht anders ging. So, wie sie selber die Vorhangkante unmerklich verschob, um mehr zu erspähen.

Was immer sich begab – nun war's getan. Nicht einmal ein Klatschen, als das Tau gelöst war. Das hatte einer geschickt geworfen, und der Maat an Bord hatte es eben-

so geschickt aufgefangen. Langsam entfernten sich die Masten.

Auf dem Seewall war weiterhin Bewegung. Nun wurde den Pferden aufgeladen, was übers Meer gekommen war ...

Stille, es war vorbei. Und es war kein Spuk gewesen.

Betsy Anne war steif vom langen Verharren in derselben Haltung.

Sie kroch in ihr Bett und, sonderbar, schlief sofort ein. Vielleicht, weil sie nun Gewissheit hatte, oder war sie ganz einfach erschöpft von all der Spannung?

Am folgenden Tag ging sie in sich gekehrt umher. Eins ihrer Rätsel hatte ihr selbst die Lösung gegeben; wenn es der Zufall wollte, erriet sie auch die andern. Und dann?

Dann wurde es schwierig. Musste sie reden, oder musste sie schweigen? Wenn sie redete, wen brachte sie ins Unglück? Onkel Joe, denn dass er von diesem Unternehmen wusste, war ziemlich sicher. Also, ihr Verwandter. Man verriet seine Verwandten nicht.

Was hatte sie denn auch gesehen? Masten vor ihrem Kammerfenster. Dass Fracht gelöscht worden war, konnte sie nicht beweisen. Und konnte es nicht harmlose Fracht gewesen sein, eine Ladung von Bridgwater oder Bristol für Onkel Joe? Er trieb mit so vielen Dingen Handel.

Nein, entschied sie, ich muss abwarten. Erst wenn ich mehr weiß, wirklich weiß, was hier vorgeht, kann ich den Mund auftun.

Als sie am Nachmittag über ihrem Nähzeug saß, war sie einen großen Schritt weiter. Wenn sie Onkel Joe nicht verraten, aber auch nicht durch Schweigen mitschuldig werden wollte, gab es ein Drittes: Sie konnte sein Haus verlassen. Musste es sogar.

Betroffen ließ sie das weiße Leinen fallen, presste die Stirn an die Fensterscheibe und starrte auf den Fluss hinaus. Severn verlassen, all das liebe Leben hier, Mary

und Old Oliver, das Kapellenhaus – brachte sie das über sich? Der gestrige Tag in seiner ganzen Schönheit zog an ihrem inneren Auge vorüber, der Reiher, die Wildente mit ihren sechs winzigen Flaumbällchen, der blitzblaue Eisvogel ...

Wenn sie Onkel Joe bitten würde, diese Art Handel zu verbieten – aber das wäre, als ob eine Fliege die braune Nancy bitten wollte, nicht so schnell zu traben.

Sie seufzte und nahm ihre Arbeit wieder auf. Ihr war, als schlösse ihre liebe kleine Kammer sie enger und enger ein. Jetzt versteh ich Mary, dachte sie.

Die angstvollen Gedanken zogen sich zurück, als ein Brief von Nellie eintraf. Er teilte ihr mit, dass sie verlobt sei – mit dem jungen Prediger, den sie vor Weihnachten gehört hätte, John Field hieß er. Sie sei so glücklich! Ans Heiraten konnten sie noch nicht denken, er musste erst seine eigene Pfarre bekommen, aber das tat nichts, sie waren jung, sie konnten warten. Dann kamen noch fünf Seiten voll von allen Vorzügen ihres Verlobten, mit Zweifeln, ob sie seiner würdig sei, und mit Beteuerungen, sie sei festen Willens, seiner würdig zu werden.

Betsy Anne lächelte. Nell nahm alles so ernst, sogar das Glück.

Nun musste sie aber versuchen, bald mal wieder auf einige Tage nach Bristol zu kommen. Sehr bald würde es nicht werden, sie mochte Mary nicht mit all der Arbeit allein lassen. Bella war in Berkeley bei ihrer Mutter, die sich den Arm gebrochen hatte; obendrein hatte Betsy Anne versprochen, ihren Garten zu betreuen. Es war August und sehr trocken, abends mussten die Beete begossen werden, oft bis spät noch. Wenn Tom ihr auch die Kannen füllte und selber mithalf, es war doch anstrengend. Aber getan werden musste es. Sie war meist so müde, sie fiel in tiefen, traumlosen Schlaf, sobald ihr Kopf das Kissen berührte.

Das war sehr gut für sie. Sie dachte kaum mehr an Hufspuren auf dem Deich und an Schatten, die um die Hausecke verschwanden. Tante Emma steckte in Freds Stube, beschäftigt mit Gott-weiß-was, es ging sie, Betsy Anne, nichts an. Für sie kam sogar etwas Gutes dabei heraus – das Kochen wurde mehr und mehr ihr überlassen, und sie kochte für ihr Leben gern. Kochen, das war ein Vergnügen, und sie konnte es. Tante Emma hatte sie gut gedrillt.

Der Schankraum war bei George und Tom in den besten Händen. Onkel Joe reiste nach Smithfield, Bella würde bald wieder hier sein – alles im Schiefen Wind ging einen ruhigen Gang. So ruhig, man konnte meinen, es stünde still. Beim Gutenachtsagen hatte Betsy Anne das Haus mit einer vollbeladenen Trow verglichen, die vor gutem Wind ihrem Ziel zustrebt; Mary hatte gelacht, obwohl sie todmüde war und ihr der Rücken wehtat. Den ganzen Tag lang hatten sie Gurken und andere Gemüse eingemacht, es war spät darüber geworden.

Betsy Anne träumte gerade, dass sie selber eine Trow sei und nach Chepstow segle, mit einer Ladung von Essigfrüchten. Alles ging glatt, nur schien es merkwürdig, dass sie Trow und Steuermann zugleich war – da riss das Geräusch von jagenden Hufschlägen sie aus dem Schlaf. Auf dem Seewall galoppierte ein Reiter heran, hielt an, und gleich darauf hämmerte jemand an die Haustür. Nichts Verstohlenes bei dieser Ankunft!

Betsy Anne fragte sich, ob Mistress Emma sie brauchen würde. Sonst war ja niemand im Haus. Mit bloßen Füßen lief sie auf den Gang, ein Tuch übers Nachtkleid geworfen.

Die Tante war noch unten gewesen, sie hatte schon die Tür aufgemacht. Eine Männerstimme sprach, leise, eindringlich, hastig ... »Er verblutet«, hörte Betsy Anne.

»Hier hinein«, sagte Tante Emma und dann: »Ihr seid ja toll!« »Wohin sollte ich mit ihm? Sie waren uns auf der

Spur!« Die Tür wurde geschlossen: die Tür zu Freds Stube.

Betsy Anne zog sich in ihre Kammer zurück. Freds Stube, also war es etwas Geheimes. Etwas Geheimes, und kam mit einem Krach, der Tote aufwecken konnte, ins Haus? Morgen durfte sie ruhig zugeben, dass sie wach geworden sei und es gehört habe, den Reiter, das Klopfen. Wer mochte der späte Gast sein, und wer wollte verbluten? Waren es zwei Reiter gewesen? Tante Emma kannte ihn oder sie beide, das war klar. Hätte sie sie sonst eingelassen?

Betsy Anne kauerte auf ihrem Bett und horchte. Es war immer noch lebendig unten. Sie schlich noch einmal bis zur Treppe – ja, in der Küche ging etwas vor. Und nun öffnete sich die Küchentür, sie konnte noch eben ihr Bett erreichen. Die Tante kam herauf wie der Wind und lief in die Linnenkammer.

Was war nur los? Linnen – Verbandszeug – Verbluten: war ein Verwundeter im Haus? Es war schrecklich aufregend. Heute nacht schlief sie bestimmt nicht mehr.

Es war noch dunkel, da hörte sie jemanden fortreiten. Die Tante kam aber nicht nach oben. »Ich könnte ihr helfen, aber das will sie nicht«, murmelte Betsy Anne. Bald darauf schlief sie dann doch noch ein.

Früh stand sie auf und ging nach unten. Die Tante war in der Küche, das Frühstück war fertig. Sie erschrak, so bleich und übernächtigt sah Tante Emma aus. »Setz dich und iss«, befahl sie, »beeil dich! Dann läufst du sogleich zum Kapellenhaus und holst Mary.« Sie starrte Betsy Anne abwägend an und fuhr fort: »Du hast den Lärm in der Nacht gehört. Es kam jemand mit einer dringenden Nachricht für den Meister, er war weit geritten und ganz erschöpft. Ich habe ihm etwas zu essen gegeben, dann musste er weiter.«

Und Betsy Anne sagte: »Hoffentlich ist er nicht ganz verblutet.« Sie schlug die Hand vor den Mund. Zu spät –

die Tante war herumgefahren und gab ihr einen Blick, so fürchterlich drohend, er traf sie wie ein Messerstich.

»Ich – ich hab wohl was geträumt«, flüsterte sie hilflos.

Mistress Emma beherrschte sich und sagte nichts weiter als: »Geh und hol Mary. Und du bleibst im Kapellenhaus.«

Sie lief schon, und den ganzen Weg lang hätte sie sich ohrfeigen mögen. So damit herauszuplatzen! Aber die Lüge, die Emma ihr aufgetischt hatte, war so dreist – so dreist und nicht einmal glaubhaft, dass sich etwas in ihr aufgebaut hatte, und aus war's mit der Vorsicht. Dafür würde sie büßen, das wusste sie. Was hatte sie nicht schon alles auf dem Kerbholz! Tante Emma würde es ihr heimzahlen. Der Blick – der sagte deutlich, billig würde sie nicht davonkommen.

Im Kapellenhaus waren sie eben erst aufgestanden, es war ja noch sehr früh. Mary nahm sich nicht die Zeit, ihr Haar zu kämmen, sie band ein Tuch darüber und hastete zum Haus hinüber. »Was ist passiert?« fragte Old Oliver. Betsy Anne dachte, er würde es sowieso bald erfahren, und sie erzählte. Alles, von den Hufschlägen auf dem Deich – »Die habe ich gehört«, warf er dazwischen – bis zu ihrer unbedachten Bemerkung vorhin.

»Kind, Kind«, sagte der alte Mann bekümmert, »hab ich dich doch mehrmals gebeten, du solltest dich vor Emma in acht nehmen, und jetzt haben wir die Bescherung! Gut, dass du heute hier bleibst. Ich weiß, es ist nur, weil sie dich aus dem Weg haben will, aber in jedem Fall ist es so am besten.«

Das meinte Betsy Anne auch. Sie half ihm beim Anziehen und machte ihm eine Brotsuppe, die er gern aß, aber heute aß er wenig, er war zu unruhig. Einmal sagte er vorwurfsvoll: »Wie konntest du nur so unvorsichtig sein, Betsy Anne.«

»Ach, es kam daher, dass sie mich so unverschämt anlog. Dass sie sich nicht mal die Mühe gab, eine gute Lüge zu

erfinden. Für wie dumm hält sie mich?» verteidigte sie sich.

»Sie hält dich gar nicht für dumm«, murmelte Old Oliver. »Das ist es eben. Wär besser, sie hielte dich für dumm.«

Der Morgen verging langsam. Mittags kam Mary mit dem Essen und dem Bescheid, dass Betsy Anne über Nacht im Kapellenhaus bleiben sollte.

»Mistress braucht mich«, war die knappe Erklärung. »Betsy Anne, du bleibst weg vom Haus! Lass dich nicht sehen, nicht mal auf dem Deich. Morgen vielleicht, morgen werden wir sehen –« Es kam so hastig heraus, ihre Augen irrten so scheu umher, dass Betsy Anne alles versprach. Ja, sie wusste, wo frisches Bettzeug lag, nein, sie würde sich nicht auf dem Deich zeigen, ja, sie würde Old Oliver seinen Schlaftrunk geben. Mary ließ es sich noch ein paarmal versichern, Oliver half nach, und so ging sie endlich. Ungern, aber sie ging.

Mein Gott, wie die Zeit schlich. War es wirklich erst zwei Uhr? Am liebsten hätte Betsy Anne mit der Wanduhr Streit angefangen, weil sie so gemütlich vor sich hin tickte. Ausgefegt hatte sie, abgestaubt auch, alles war in guter Ordnung. Old Oliver war in seinem Lehnstuhl eingenickt.

Sie stieg zum Saal hinauf und lehnte lange am Fenster. Das Bild zog sie immer in seinen Bann: der Strom und seine Schiffe. Sie zählte Trows und Ketschen; ein Schoener kam in Sicht, ein zweiter folgte; nun ein paar Fiskerkähne, die kehrten von einem der Sände zurück. Sie alle waren in Bewegung, strebten auf Portishead zu, auf Clevedon, auf Bristol. Und noch weiter, die Küste entlang; es gab so viele Häfen. Auf einmal wünschte sie nichts so sehr, als auf einem dieser Schiffe zu sein. Sie fuhren doch, sie kamen vorwärts! Wenn die Flut fiel, würden sie die Severn-See hinter sich haben, aber immer noch Wasser unterm Kiel.

»Ebbe um fünf«, rechnete sie lässig vor sich hin, »nächste Flut um elf.«

Sie ging hinunter und nahm sich Marys Stopfkorb vor. Oliver wurde wach und war durstig. Most wollte er nicht, sondern Tee. Betsy Anne brühte auf und trank eine Tasse zur Gesellschaft mit.

Noch eine kleine Ewigkeit – die Uhr war zum Verzweifeln, kam überhaupt nicht vorwärts, aber endlich konnte sie das Abendbrot richten. Wieder aßen sie wenig und gingen bald zu Bett.

Am Morgen kam Tom mit der Milch und mit frischem Brot. Er hatte Betsy Anne etwas zu bestellen: Sie solle auch an diesem Tag noch im Kapellenhaus bleiben und für Old Oliver sorgen. Mistress sei krank und brauche Mary. »Die Schenke ist zu«, erzählte er. »Das Mittagessen bringe ich euch.«

»Tom«, rief Betsy Anne ihm nach, als er schon wieder auf dem Damm war, »bring auch mein Nähzeug! Mary weiß, wo es liegt.« Er winkte, er würd's besorgen.

Sie waren noch beim Frühstück, da war er schon wieder da, mit einem Korb und einem kleinen Groll: Hier sei ihr Nähkram, und er habe was anderes zu tun als herumzulaufen! Jetzt müsse er nach Nibley mit einem Brief, und danach wär's wieder sowas.

»Mit einem Brief nach Nibley«, wiederholte Betsy Anne erstaunt, »zu wem denn da?«

»Ja, das möchtest du wissen«, knurrte er verdrossen und zog ab. Sie wandte sich an Old Oliver: »Kannst du dir das erklären?«

Er antwortete nicht sogleich. Dann sagte er, wie einer, der laut denkt: »Nach Nibley. Nun wundert's mich doch...«

Aber er sagte nicht, was ihn so wunderte.

Tom weg nach Nibley, wahrscheinlich mit dem alten Wagen und dem Braunen davor – wenn es Nancy und das neue Gig wäre, hätte er sich nicht beschwert. Nun

kam also doch Mary mit dem Essen. Mary, grau vor Müdigkeit und mit Händen, die zitterten.

Betsy Anne lief auf sie zu: »Du bist die Kranke, nicht sie! Was ist es, Mary, was hast du?«

Nein, Mistress sei nicht krank. Das hätten sie wohl gesagt, aber es sei nicht wahr. Weil sie doch die Schenke schließen mussten, darum hatten sie es gesagt.

»Und George?«

»Den hat sie nach Oldbury geschickt. Betsy Anne, geh in meinen Garten. Ich muss mit Oliver reden.«

Betsy Anne stampfte mit dem Fuß auf. »Soll ich denn nie wissen, was im Schiefen Wind los ist!«

»Wenn wir es verhüten können, nie«, gab Old Oliver zurück, so ernst, dass es kein Widerwort gab. »Geh, Kind. Geh in Marys Garten.«

Sie ging. Und dort, zwischen Majoran und Thymian, schwor sie einen Eid: Sie würde dahinterkommen, koste es, was es wolle.

Wozu diese Heimlichkeit? Sie wusste doch schon ein gut Teil; warum ihr nicht das Ganze sagen? Sie glaubten wohl, sie würde es ausplaudern oder aus irgendeinem Grunde verraten? Es war empörend. Sie würde es ihnen zeigen.

Wie, das war ihr noch nicht klar, aber es würde ihr schon einfallen. Aber was war denn mit Marys Steinnelken los, die saßen ja voll Quecken. Die kamen ihr gerade recht. Unter der Bienenbank musste Marys stumpfes Messer liegen, das sie zum Säubern zwischen den niederen Pflanzenkissen benutzte. Doch, da lag es, und schon kniete Betsy Anne auf dem schmalen Pfad und machte energisch auf die Eindringlinge Jagd.

Mary kam aus dem Haus und rief sie an. Zuerst hob sie kaum den Kopf. Aber – was sagte Mary? Nur noch diese Nacht, morgen würde sie wieder in ihrem eigenen Bett schlafen? Sie wollte aufspringen, Mary festhalten, fragen – zu spät, Mary winkte nur und eilte fort.

Betsy Anne ließ von den Quecken ab. Nur noch diese Nacht? Das besagte nichts anderes, als dass, wer immer es war, der im Schiefen Wind Zuflucht gesucht hatte, morgen nicht mehr da sein würde. Anderswohin gehen würde. Aber wie, zu Pferd? Nein, es war vom Verbluten die Rede gewesen, als er ankam. Das war vorgestern; heute Nacht war er sicher noch zu schwach zum Reiten. Mit einem Wagen also.

Nein, auch mit einem Wagen nicht. Man war hinter ihm her, der Landweg war zu gefährlich.

Blieb der Seeweg. Wann war Flut? Um Mitternacht. Oh, die gute Mary. Mit ein paar Worten hatte sie ihr viel mehr gesagt, als sie ahnte. Betsy Anne war überzeugt, es war so, wie sie dachte. Jemand würde in dieser das Haus am Deich verlassen, und sie würde Augenzeugin sein. Heimlich, klug versteckt dabei sein, und dann wusste sie genau so viel wie die beiden Geheimniskrämer, Oliver und Mary.

Aus dem Kapellenhaus herauskommen, war nicht schwierig. Sie schlief in Marys Kammer; das Fenster war schmal, aber sie war es auch, und gelenkig. Das Wasser kam nicht ganz bis zum Seewall, sie konnte an seinem Fuß entlanglaufen, nein, nicht laufen – kriechen. Das war beschwerlich, aber sie würde es schaffen. Und ein Versteck?

Es gab nur eins: das Gerippe der alten Zuversicht. Daran dachte kein Mensch, dass jemand sich darin verbergen könnte.

Was für ein Abenteuer! Ihr Leben lang würde sie es bereuen, wenn sie es sich entgehen ließe.

Aber es wurde Zeit, dass sie sich um Oliver kümmerte. Sie räumte das ausgerupfte Unkraut weg, legte das Messer an seinen Platz und stieg auf den Deich, noch immer an ihrem Plan schmiedend. Die rechte Stunde? Die Flut musste ihre Uhr sein. Old Oliver hatte wohl eine Uhr, so ein uraltes, dickes Ding, das er seine Rübe nannte, aber

ihn durfte sie nicht fragen. Es würde ihm zu denken geben, es hieß ja immer, dass Uhrzeit etwas sei, von dem Betsy Anne keinen Gebrauch machte.

Bis gegen neun Uhr spielten sie Domino. Auch dabei ging die Zeit nicht schneller vorbei. Betsy Anne war nicht recht bei der Sache, sie gähnte ein übers andere Mal. »Du bist müde, Kind«, sagte Old Oliver gütig, »wir sollten schlafen gehen.«

Sie brachte ihm seinen Schlaftrunk, warme Milch mit etwas Weinbrand gemischt, sorgte dafür, dass er bequem lag, und zog sich zurück. Wenn er nur später nicht wach wurde und nach ihr rief! Sie ließ Moses hinaus, er konnte durch das Kammerfenster ins Haus kommen, wenn er genug hatte. Und nun ging's ans Warten.

Einmal rief Oliver: »Mary!«

Sie nahm die Kerze und ging zu ihm hinüber. »Was ist denn, Oliver; brauchst du etwas?«

Er schien verwirrt, einen Augenblick lang wusste er nicht, wer vor ihm stand. »Mary – « sagte er noch einmal.

»Nein, ich bin's, Betsy Anne.«

»Ach ja, du bist hier. Ist auch besser«, murmelte er.

Sie strich seine Decke glatt. »Wieviel Uhr ist es?« wollte er wissen. »Gegen elf«, sagte sie nach einem Blick auf die ‚Rübe‘, die an der Wand hing. »Soll ich noch etwas Milch wärmen?«

»Nein, schlaf du nur.« Aber er war es, der gleich darauf einschlief. Fast elf. Es war Zeit, dass sie sich für ihr Abenteuer bereit machte.

Dumm, dass sie kein dunkleres Kleid hatte; ihr Schal musste es verbergen. Oder besser noch Marys großes Tuch. Es war dunkelgrau und groß genug, ihr Kleid ganz zu verdecken. Ein Licht brauchte sie nicht, der Seewall war so gut wie eine Richtschnur. Ab und zu guckte auch der Mond zwischen den Wolken hervor.

Tief gebückt schlich sie an der alten Steinmauer entlang, etwas besorgt, ob sie auch früh genug ihr Ziel erreichen würde. Ein leichter Wind wehte vom Meer, sie war froh, dass sie das Tuch hatte. Mary hatte sicher nichts dagegen, dass sie sich auf eine Stunde oder zwei hineinhüllte. Die Nacht war kühl, und wenn man still sitzen musste und sich nicht regen durfte –!

Sie war angelangt, sie kletterte in das Wrack, so geräuschlos sie konnte, und keine Viertelstunde zu früh.

Fern auf dem Wasser erschien ein Licht, es kam schnell näher, es hielt auf den Schiefen Wind zu. Eben hatte sie sich in den Bug hineingedrückt, da kam auch vom Haus her ein Licht, wurde hochgehoben und mehrmals hin und her geschwenkt. Toms Stalllaterne, dachte sie. Sie zog ihre Hülle enger um ihr Gesicht.

Ein Fischerboot legte an. Ein Mann sprang an Land und machte es fest. Die Gestalt mit der Laterne leuchtete ihm – Tante Emma selber. Noch zwei Männer landeten auf dem Deich. Sie folgten der Laterne nach kurzem Wortwechsel zum Haus. Nur wenige Minuten, und sie kehrten zurück, der eine beladen mit einem großen Bündel, der andere stützte jemanden, der sich kaum aufrecht halten konnte.

»Trag ihn«, zischte Emma Ridley. Bevor die Gestalt zusammenbrach, hatte der Bootsmann sie aufgehoben und trug sie in das Schiff. Dort hatte der andere wohl schon ein Lager gebaut; zusammen legten sie den Kranken – denn ein Kranker musste es sein – darauf nieder. Er stöhnte leise.

Betsy Anne sah das alles nur im Licht des Mondes und der beiden Laternen. Jemand wurde fortgebracht, aber wer es war, und warum so heimlich – sie war trotz ihres Wagestücks nicht klüger als zuvor.

Der Bootsmann mit der Laterne erhielt noch einige Anweisungen und wandte sich mit einem kurzen Wort ab. In diesem Augenblick sprang etwas von oben auf

Betsy Annes Schulter. Moses! Sie schrie auf, und schon fiel der volle Schein beider Laternen auf ihr Gesicht.
»Was haben wir hier?« rief der Mann, sprang ins Wrack und zerrte sie heraus.
Emma Ridley lachte grell auf. »Eine Spürnase! Spürnasen können wir hier nicht brauchen. Ins Boot mit ihr!«
Die Männer standen unschlüssig da. »Was soll das? Von einem Frauenzimmer war keine Rede.«
»Nehmt sie mit, und wo Severn am tiefsten ist, werft sie hinein.« Sie warf dem einen etwas Schweres zu, das leise klirrte, der andere nickte, und Betsy Anne landete im Boot. Es legte ab, das einzige Segel füllte sich, und sie waren in Fahrt.

Die Erscheinung in der Schlucht (1989)

Er war mehrere Wochen lang fortgewesen, und er kehrte heim zu einem Willkommen, wie er ihn sich herzlicher nicht hätte wünschen können. Der Lieblingsbruder seiner kleinen Schwester war er immer gewesen; nun schien er der Lieblingssohn seiner Mutter geworden zu sein. Sie konnte sich nicht genug tun an Lobsprüchen und kleinen Diensten, sie selbst versorgte ihn, legte ihm das Beste der Speisen vor, lief nach diesem, nach jenem Leckerbissen, den sie für ihn vorbereitet hatte.

»Mutter«, bat er endlich, rot vor Verlegenheit, »lass es gut sein, ich habe genug, es ist zu viel!«

Aber sie jammerte, weil er nicht alles nahm, das sie ihm bot, und mit dem nächsten Atemzug rühmte sie seine Bescheidenheit. Alle Gevatterinnen und Nachbarinnen, die hinzugekommen waren, drehten ihre Spindeln und wiegten die weisen Köpfe: »Ist es etwa nicht wahr, was sie sagt?«

Evangelos entflohen ihnen und lief zum Olivenacker.

Am nächsten Morgen gingen sie alle hinaus, sogar die kleinen Schwestern mussten mit und die schwärzlichen Früchte sammeln helfen. Wie große bunte Käfer kriechen sie herum, dachte Evangelos, der durch Gezweig und feine graue Blätter hinunterblickte. Er stieg auf den starken Ästen umher und schlug mit seiner Stange auf die beladenen Zweige, so dass die reifen Früchte zu Boden prasselten wie dunkler Hagel. Unten waren große Laken ausgebreitet, auf dass sauber geerntet würde, denn die Oliven von Rodhakion gaben ein feines und kostbares Öl. Mit diesem Öl bestritten sie den größten Teil ihrer Abgaben an Agia Triadha.

In breiten, flachen Stufen stieg das Gelände an; jede dieser Stufen stützten festgefügte Mauern. Links und rechts an Simons Äcker fügten sich die der Nachbarn,

immer der Kontur des Hanges folgend. Überall bot sich das gleiche frohe und bewegte Bild: die Jungen und die Männer in den weitausladenden Kronen, die Mädchen und Frauen unten, emsig klaubend und in Körben sammelnd, was unablässig von oben regnete. Viel Scherz flog hin und her, noch mehr von unten nach oben als umgekehrt. Die Frauen von Rodhakion hatten einen scharfen, treffenden Witz und flinke Zungen. Sogar Simon lächelte, er sagte nicht ein einziges Mal: »Schweigt, ihr da unten!« Denn die Ernte war reich, es war ein gutes Jahr. Selbst das Wetter half ihnen, selten unterbrach Regen die Arbeit.

»Die Gnade der Panagia«, sagte Theodoros. »Sie gibt so reichlich, weil wir ihr Kirche und Kloster bauen.« Er sagte es oft, denn er stieg überall zwischen den rastlos Arbeitenden umher und legte ihnen ans Herz, der Allerheiligsten Preis und Dank für ihre Güte zu zollen. Die Nachbarn lachten ein wenig über ihn, aber nicht boshaft, und einer, Petros, hob ihm den vollen Korb entgegen: »Nimm, trag ihn hinauf!«

Wahrhaftig, immer noch predigend hob er den Korb auf die Schulter und trug ihn dahin, wo die Esel auf ihre Lasten warteten.

Evangelos sah ihn lieber gehen als kommen. Sicher war der Mann harmlos, ein wenig lächerlich sogar, aber er ließ ihn nie vergessen, dass ihm, Evangelos, das Kloster bestimmt sei. Wo immer er den Jungen traf, grüßte und beglückwünschte er ihn als den Auserwählten der Panagia, lenkte er die Aufmerksamkeit anderer auf ihn, suchte er ihn in geistliche Gespräche zu verwickeln. Ein lästiger Mensch, dachte Evangelos voller Überdruß, ein verdrehter Kopf – kann er mich nicht in Ruhe lassen?

Nein, das konnten sie nicht, weder Theodoros noch etliche andere von seiner Art. »Nimm es nicht ernst«, riet ihm Levtheris, »kümmere dich nicht darum. Sprich nicht – oder so wenig wie möglich.«

Guter Rat; Evangelos suchte ihn zu befolgen. Trotzdem wurde es ihm oft schwer, die Geduld zu bewahren. Wie sie steif und fest darauf bestanden, dass er Mönch würde! Immer zielte alles darauf hin, selbst ihr Scherz. »So ist es recht«, hieß es, »du baust dir selbst die Zelle dort oben«, und: »Ja, dann wird sie so, wie er sie haben will.« »Wie, im Kittel, noch nicht in der Kutte?« rief man ihm zu, und »Mönchlein« war sein Spitzname unter den Jüngeren, deren Anführer seine Brüder Alekos und Pantelis waren. Da hatte Levtheris leicht »Kümmere dich nicht« sagen. Evangelos kümmerte sich schließlich doch. Er ärgerte sich heftig, wenn auch im Stillen, darüber, und die erste Freude des Wiederdaheimseins war ihm vergällt.

An schönen, trockenen Tagen zogen immer noch einzelne Männer zur Baustelle hinauf und förderten das Werk. Sie berichteten, dass der Baumeister, der Einsiedler, in seiner Zelle völlig dem Schweigen verfallen und noch finsterner sei als zuvor. Aber die Einsamkeit und Kälte schien er besser zu ertragen, als sie erwartet hatten. »Ein harter Mann«, urteilten die Dörfler.

Dann fiel dort oben Schnee. Nur Theodoros ritt noch zu ihm hinauf, um ihm den Beutel mit zweifach gebackenem Brot zu bringen, hin und wieder auch einen Käse, einen Krug mit Öl. »Ein großer Heiliger«, erzählte er voll Bewunderung, »er isst nur das Brot, er trinkt nur Wasser ... mit dem Öl füllt er die Lampe des Altars ...«

Vater Gerasimos machte sich trotzdem Sorgen: »Wenn er uns nur nicht eingeht da droben. Hunger und Kälte – vielleicht kasteit er sich auch sonst noch. Er muss doch die Kirche bauen; was tun wir ohne ihn, wenn er den Winter nicht übersteht?«

Aber Kyria Zoë beruhigte ihn. Sie war überzeugt, die Panagia würde den heiligen Eremiten für die ihr wohlgefällige Aufgabe erhalten. Die Priestersfrau war ganz derselben Meinung.

Der Januar ging dahin, kalt und nass, wie er sein musste, mit scharfen Winden. In den engen Räumen glimmten die Holzkohlenbecken, und wer nicht gerade viel zu tun hatte, saß mit den Alten im Kreis und hielt die Hände über die wärmende Glut. Niemand kam nach Rodhakion, niemand ging fort. Die Ölpresen drehten sich, riesige Mahlsteine in ihren Bottichen, sonst aber ruhten alle größeren Arbeiten.

Mit dem Februar kam eine andere Luft, wurde die Sonne stärker, und auf den Mauern hing wieder Wäsche zum Trocknen. Paraskevi rüstete für die Reise ihres Sohnes Evangelos zum Kloster Agia Triadha.

Denn Vater Gerasimos hatte Bescheid erhalten, er möge den künftigen Novizen bringen, damit man seine Eignung für das mönchische Leben prüfe. Als Evangelos das hörte, war ihm, als stürze alles über ihm zusammen. Die ersten Frühlingstage hatte er, ein williger Hirt, mit den Schafen draußen verbracht, auf den oberen Hängen, in voller Freiheit. Jetzt war ihm wie dem Vogel im Netz. Der flatterte auch, krallte sich in die Maschen, atmete in seiner schrecklichen Angst mit weit geöffnetem Schnabel – wie ihm das kleine Herz pochen musste! So, wie jetzt sein eigenes Herz schlug, hart und heftig. Es gab wohl kein Entkommen mehr.

Und doch sträubte er sich noch. Er wolle nicht, er ginge nicht hin, sie könnten ihn nicht zwingen! Da begann das Zureden, das der einen schmeichelnd, das der andern ungestüm, fast war es ein Drohen. Nur sein Vater, Simon, mischte sich nicht ein.

»Vater«, flehte Evangelos, da sie nicht von ihm abließen die Mutter, die halbe Sippschaft, die Nachbarn, die Patin, »Vater, so sprich doch! Du weißt, dass ich nicht will! Sag ihnen, dass ich nicht zum Kloster muss, wenn ich nicht will!«

»Was ist dabei, wenn du ein paar Tage im Kloster verbringst«, wick Simon aus. »Du siehst es dir an, lernst, wie es dort zugeht –«

»Vater!«

Es klang so enttäuscht, so vorwurfsvoll, dass Simon sich beinahe schämte. »Lasst ihn in Ruhe«, sagte er schließlich.

»Schande«, rief Paraskevi aufgebracht, »das sagst du nur, weil du ihn auf dem Hof behalten willst! Du hast drei Söhne: einen davon verlangt die Panagia. Kannst du ihn ihr abschlagen?«

Drei, vier Basen, die am Eingang ihre Spindeln drehten, hoben ihr Kinn und erklärten: »Er kann es nicht.«

Der Großvater im Winkel bekräftigte: »So ist es.«

Simon hob die Hände in einer fast hilflosen Bewegung, sah Evangelos an und sagte: »Siehst du?«

Evangelos wandte sich ab. Im Dorf aber ging das Gerücht um, unglaublich, unvorstellbar: Der Evangelos weigere sich, dem Ruf des Klosters zu folgen.

Dennoch sah man ihn wenige Tage später an Vater Gerasimos' Seite das Dorf verlassen, in neuen Kleidern und sogar Schuhen. Mit unbewegtem Gesicht erwiderte er jeden Gruß; auch der Priester blickte nicht eben fröhlich drein. So hatte er sich doch ergeben – zum Glück, sagten die Leute. Es wäre nicht auszudenken, was sonst ihr Dorf befallen hätte.

Als sie Rodhakion hinter sich hatten, als die Gegend, durch die sie ritten, nicht mehr ganz vertraut war, sondern fremde Züge annahm, löste sich Evangelos' Starrheit. Er lebte auf, blickte um sich und fing an, nach diesem und jenem zu fragen. Erleichtert antwortete Vater Gerasimos; es war ihm schwergefallen, den Jungen wie einen Verurteilten fortzuführen.

Tausend lachende Anemonengesichter besternt den rötlichen Boden, purpurn, weiß, blauviolett, rosa. Sie hatten kaum Stiele, sie hockten dicht an der harten Erde,

oft zertreten, und strahlten doch in den Tag. Elstern schrien, Wildtauben gurrten – lauter Stimmen, die Evangelos tausendmal gehört hatte; lauter Blumen, über die er achtlos dahingelaufen war. Jetzt sah und hörte er, wie es schien, mit neuen Sinnen. Die Blumen blühten leuchtender, die Vögel lärmten lustiger; er war auf einer Reise, alles war neu. Das wollte er auskosten und an das Ziel nicht denken.

Der Priester kannte den Weg und die Umgebung und wusste von diesem Gehöft, von jenem Ort zu erzählen: wie sie hier einen merkwürdigen Fastnachtsbrauch einhielten und dort ihr Osterfest feierten; jene Kirche sei berühmt wegen ihres ausgezeichneten Psaltisten ...

Fern gleißte ein blanker Streif, das Meer. »Wart Ihr jemals dort, Pater mou?« fragte Evangelos. Und er ließ sich berichten von geschäftigen Häfen, von Schiffen, die von weither kamen, von den großen Wogen, die der Sturm ans Land trieb, von den silbern und golden glänzenden Fischen, die in den Netzen der Fischer zappelten. Da blitzten Evangelos' Augen: dergleichen hörte er lieber als von Osterbräuchen und Psaltisten.

Bei einem lichten Gehölz hielten sie an und brachen ihr Brot, in Gesellschaft eines Ziegenhirten und seiner bunt-scheckigen Herde. Er gab ihnen frische Milch in einer hölzernen Schale, und sie bedankten sich mit etwas mürbem Gebäck, das Kyria Eusebia ihnen mitgegeben hatte. Der Hirt, ein Junge etwa in Evangelos' Alter, genoss die unverhoffte Begegnung mit den fremden Reisenden wie ein Fest. Er dankte ihnen immer wieder für ihre Freundlichkeit, für ihre Herablassung, er küsste dem Priester die Hände, als die beiden aufbrachen; er blickte ihnen lange nach. Evangelos, der sich umwandte, sah ihn stehen, auf seinen Stab gestützt – ein armer, abgerissener, halbwilder Mensch. Und doch brannte er plötzlich vor Neid.

Der war frei! Den zwang niemand in die Kutte. Frei wie Wind und Wolken, die ganze lichte Weite war sein. Er

konnte hindurchziehen, so weit und so lange sie ihm Futter für seine Herde bot.

Da wurde es wieder düster in ihm. Die liebliche Gegend konnte ihn nicht mehr erheitern. Schweigend verging Stunde auf Stunde des langen Rittes.

»Sieh, Vangeli«, rief Vater Gerasimos endlich. Er wies auf bräunliche Dächer und Kuppeln. Agia Triadha war nun ganz nahe.

Die Trojanerin (1990)

»So lasst mich eine daraus machen.« Theano schritt ein längliches Viereck ab: »Soviel für mich, und als vierte Wand einen Vorhang.« Sie wies auf etliche große Krüge und tönernerne Truhen, die an den Wänden entlang standen, und auf einen alten Webstuhl ganz am anderen Ende des Ganges. »Das alles kann da bleiben. Ein Bett, einen Schemel, mehr brauche ich nicht. Vielleicht noch eine von diesen Truhen, wenn eine leer ist und die Herrin es erlaubt.«

Die Herrin hielt nicht viel von ihrer Wahl. »Warum nicht eins von den Gastzimmern?« wandte sie ein.

»Und wenn Gäste kommen?« fragte Antibia, die gerade bei ihr war.

»Wer sollte kommen?«

»Mekisteus ist wieder daheim; er hat Freunde, die wir bewirten müssten.«

Nikostrate blickte immer noch bedenklich drein, aber Theano lehnte ein Gastzimmer mit Entschiedenheit ab: es stehe ihr nicht zu. »Ich wäre ja nicht allein da oben«, endete sie, »denn Antibia schläft hinter dem Frauengemach, und du, Herrin, bist nicht fern.«

Schließlich war es nur noch Psamma, die mit Gegenanschlägen mehr hinderte als half. Antibia nahm sie kurzerhand mit, um etwas Taugliches für die vierte Wand der Kammer zu finden, und mit Hilfe einiger Mägde war bald alles so geordnet, wie Theano es haben wollte.

Verstehen konnten sie es nicht, nicht eine von ihnen. Psamma hatte verraten, dass wieder ein Kind im Haus sein würde, Mekisteus' Kind. Das erklärte viel, aber Antibia begriff die Trojanerin trotzdem nicht. »Reifen und bronzene Nadeln hätte sie haben können, oder das

kostbarste Gewand, diese Theano. Aber was sie wählt, ist eine Schlafstelle bei meinen leeren Krügen.«

»Vielleicht hält man es so, da, wo sie herkommt«, meinte Pero.

»Doch wohl kaum«, widersprach ihr die Wirtschafterin.

»Sagtest du nicht, dass sie einer Fürstin gedient hätte, Psamma?« »Und dabei bleibe ich«, bekräftigte Psamma.

»Ich weiß, was ich weiß, darauf könnt ihr euch verlassen.«

»Nicht für eine Nacht zöge ich da hinein«, schauderte Pero, »und wenn mir Gold geboten würde.«

Psamma war nachdenklich geworden. Sie erinnerte ihre beiden Vertrauten daran, dass werdende Mütter seltsame Launen an den Tag legten, und dass man solche Launen oder Wünsche erfüllen müsste. Tat man es nicht, wer weiß, ob es dem Kind nicht schaden würde?

»Nein, nein«, riefen Pero und Antibia hastig, »sie soll alles haben, was sie will!«

Und Antibia holte noch eine besonders weiche Decke für das Bett im alten Gang.

Oben lehnte Theano an ihrem Fenster. Sie dachte: Die ist so gut wie draußen, so weit draußen wie man in einem Haus sein kann, wenigstens in der Nacht. »Die anderen schlafen drüben«, murmelte sie, »auf der anderen Seite – auf dieser Seite nur ich.« Und von dem Hang gegenüber, dessen Olivenkronen bald dunkel, bald silbern erschienen, je nachdem ob der Nachtwind sie raute oder glattstrich, kam so etwas wie Heilung zu ihr. Aber es war noch zu früh für Heilung. In der ersten Nacht hier oben wurde es ihr bewusst.

Die Dämmerung vertiefte sich, und die kleinen Eulen begannen einander zuzurufen. So hatten die Eulen der Troas gerufen – an jenem Abend, als Anthas sie auf den Mauern traf. Das erste Mal allein, denn ihre Gefährtinnen waren zurückgeblieben. Er hatte ihr gesagt, dass er am nächsten Tag zu ihrem Vater gehen und sie sich zur

Frau erbitten wollte, er hatte ihre Hand in seine beiden Hände genommen und sie dringlich gefragt: »Du aber, Theano, du willst es auch?«

Anthas, den sie geliebt hatte, seit sie zwölf Jahre alt war! Bevor sie ihm antworten konnte, kamen die anderen Mädchen herbeigeeilt. Er wusste ja auch, wie ihre Antwort gelautet hätte. Später sagte er es ihr: Ihre Hand hätte es verraten, so hätte sie in der seinen gezittert. Und sie hatte sie ihm nicht entzogen.

Noch vor der nächsten Schlacht war sie die Seine geworden. Man hatte nicht genug Zeit in Troja, sich Zeit zu lassen, und es war auch kein Heim für sie zu rüsten. In Theanos Elternhaus war reichlich Raum, seit beide Söhne gefallen waren.

Die Erinnerung brach über sie herein wie eine Flutwelle, sie riss jede Schutzwehr hinweg, mit der sie sich umgeben hatte. Sie hatte das Unerträgliche tief in sich vergraben geglaubt, da die Umnachtung der ersten Zeit ihr barmherziges Dunkel darüber geworfen hatte. Themiste fiel ihr ein. Themiste hatte es von ihr reißen wollen, hatte darum gekämpft, dass sie dem Dunkel nicht ganz verfiel.

Damit war es nun aus. Mit dem ersten Erinnern stieg alles herauf, das große Glück – und das, was dann kam, das Grauen. Sie hatte es aufs Neue zu erleiden, in dieser Nacht und in vielen Nächten.

Jener Tag, an dem Troja die Segel der Achäer entschwinden sah, ungläubig zuerst, dann jubelnd. Kein Zweifel, die Feinde waren es müde geworden: die lange Belagerung, der Verlust an Kämpfern – die Feinde gaben es auf und segelten davon. Aber am leeren Strand war etwas zurückgeblieben, das gigantische Standbild eines Pferdes aus Holz.

Da stand es, und niemand konnte sich denken, was es bedeuten sollte. Sie fragten auch nicht lange, sondern brachten es hinauf zu Priams Stadt, ein ausgelassen fro-

her Zug, singend und tanzend. Nur eine Stimme hatte sich dagegen erhoben, die Stimme Kassandras, der Prophetin. Sie warnte, sie sah Unheil voraus, sollte dieses Standbild in die Stadt kommen, aber wer hörte je auf Cassandra?

Sie stellten das hölzerne Pferd in Troja auf.

Und dann das Fest. Ganz Troja feierte dieses eine, dieses größte aller Feste, das Ende eines zehnjährigen Krieges, die Befreiung aus der langen Haft der Mauern. Doch, diese Mauern ihrer Stadt, von Göttern erbaut, hatten sie geschützt, aber nie hinaus zu dürfen, nie sich an den Ufern des Skamandros ergehen zu können; nie die weite Ebene fruchtbar zu sehen, sondern bedeckt von Feindescharen, zertreten von Kämpfen – nachts ihre Feuer zu sehen, so viele Feuer, nicht zu zählen – alles war den Trojanern wiedergegeben. Wie sollten sie nicht feiern? Den ganzen Tag und die folgende Nacht, o die Freude, der Wein, die Hymnen zum Preis der Götter! All das, bis Trojas Bürger erschöpft auf ihre Lager taumelten, vom König bis zum letzten Lastträger.

Theano und Anthas hatten das Fest schon früh verlassen. Sie hatte mit ihm allein sein wollen, sie hatte ihm etwas zu sagen, etwas Geheimes, etwas nur für sie beide: dass sie ein Kind haben würden. Ja, es war gewiss, Theano wusste es erst seit wenigen Tagen. Eigentlich hatte sie noch ein wenig warten wollen, bevor sie es ihm anvertraute, aber gab es einen besseren, schöneren, glücklicheren Tag als diesen?

»Ein Sohn, ein Sohn«, frohlockte Anthas, und sie hatte ihn umarmt: »Ja, ein Sohn! Dein und mein Sohn, Anthas – unser Sohn!«

Sie waren eingeschlafen, mitten im zärtlichsten Geflüster, nicht ahnend, dass es in dem hölzernen Pferd lebendig geworden war, dass achäische Krieger daraus hervorkamen, die Tore öffneten und Mord und Brand hereinließen.

Vielleicht wäre es besser gewesen, weiterhin zwischen Pero und Psamma vor Nikostrates Tür zu schlafen. Da musste sie sich fest in der Gewalt behalten, sie musste es. Niemand hier durfte wissen, was sie erlitten hatte. Wenn es dort hervorgebrochen wäre, im Vorraum von Nikostrates Gemach! Wie lange wäre es ihr noch gelungen, es zu unterdrücken?

Einmal hier oben allein, und sie hatte losgelassen. Nicht mit wilden Schreien, nicht mit Flüchen, die die Götter hören mussten. Theano fluchte nicht, sie wusste, dass die Götter sie nicht hörten. Sie erlitt jene Nacht, litt bis zum nächsten Morgen, und kein Gott war gnädig.

Mehrere Nächte gingen unter grausamen Qualen hin, und in einer fragte sie sich, was für ein Kind es sein würde, das in einer solchen Mutter heranreifte. Eine neue Angst gesellte sich zu den alten Ängsten. Sie war hilflos, sie wusste nicht, wohin sich wenden. Es war ein Labyrinth von Angst und Not, durch das sie irrte.

Und doch gab es in Erytheia eine, die zu helfen vermochte. Im Quartier der Sklaven lebte eine alte Frau, die raten und heilen konnte. Sie hieß Dryope, sie war sehr wiese. Zu dieser schickte Nikostrate sie, denn es war Dryope, die allen Kindern des Gutes ins Leben half.

Mit Bangen ging Theano zu ihr. Psamma hatte mitkommen wollen, es war nicht leicht gewesen, sie abzuschütteln. Schließlich hatte Nikostrate sie von der Lästigen befreit.

Hier saß sie nun auf der Schwelle ihrer Hütte, Dryope, sie sah der Fremden ruhig entgegen und regte sich nicht. Hinter schweren Lidern waren ihre Augen wach und sehr scharf. Zögernd trat Theano näher. Wie würde sie es fertigkriegen, diese Frau zu täuschen? Sie hatte nicht die geringste Hoffnung, dass es gelingen könnte.

»Dryope«, redete sie die reglose Gestalt an, und als ein kaum merkbares Nicken ihr antwortete, neigte sie sich ein wenig: »Sei begrüßt. Die Herrin schickt mich zu dir,

denn ich erwarte ein Kind. Es ist mein erstes, ich bin ganz unwissend.«

»Du kommst von Troja, Mekisteus' Gefangene?«

»Ja.«

»Und seit wann weißt du –?«

»Seit – seit –«

Theano verstummte.

Dryope stand auf, merkwürdig mühelos für eine so alte Frau. Sie gab den Weg frei: »Tritt ein«, sagte sie und ging dicht hinter Theano in die Hütte. In deren einzigem Raum, der fast leer war, legte sie ihre Hände fest um die Mitte der jungen Frau. »Nach dem Fall von Troja also«, murmelte sie.

»Ja, wenige Tage nachher.«

»Warum lügst du mir das vor? Es ist kein Zwei-Monats-Kind, was du trägst.«

Theano brach in haltloses Schluchzen aus. »Sag mir alles«, gebot die Alte, »und sag die Wahrheit!«

Und Theano, für die es keinen Ausweg gab, sagte ihr alles und sagte die Wahrheit. Von Anthas erzählte sie und wie glücklich sie gewesen waren. Von Anthas' Tod, und dass ihr von ihrem Glück nichts geblieben war als Anthas' Kind. Sie schloss: »Ich bin nun die Sklavin des Mekisteus, aber, Dryope, ich habe geschworen – Anthas' Sohn soll kein Sklave sein.«

Ein kleiner Spott blitzte unter den schweren Lidern der anderen: »So sicher bist du, dass du einen Sohn trägst?«

Theano wollte antworten, aber Dryope beschwichtigte:

»Nein, nein! Ich weiß, wie dir ist.« Sie schwieg eine Weile, dann sprach sie weiter: »Ich werde dir helfen. Nicht nur aus Mitgefühl, sondern weil ich aus Thrakien stamme. Thrakien und Troja waren immer Verbündete.«

Sie zog einen Schemel heran: »Setz dich und hör mir gut zu.« Sie selbst ließ sich auf dem Estrich nieder, spreizte die Finger ihrer linken Hand und zählte daran ab, was zu tun nötig sei. »Es geht darum, nicht nur Mekisteus,

sondern auch Nikostrate zu überzeugen, dass dieses Kind ihr eigenes Fleisch und Blut ist, nur einen Monat vor seiner Zeit geboren. Hast du Mut? Mut genug, einen Unfall vorzutauschen, wenn du spürst, dass deine Stunde da ist?»

Theano begriff, schluckte ein paarmal und sagte: »Ja.«

»Gut. Nun das nächste. Dein Anthas, war er besonders groß und stark?«

»Groß und stark?« wiederholte Theano verwirrt. »Nein, nicht viel größer als ich. Flink war er und sehr gewandt, der schnellste Läufer, der beste Tänzer, und an Mut stand er keinem nach. Warum, Dryope?«

»Weil wir dann hoffen dürfen, dass ein zierlicher kleiner Sohn zur Welt kommt, und kein junger Herakles.«

Sie verstand, und auf einmal war er ihr wirklich, der kleine Sohn. Dankbar blickte sie die weise Frau an. Die nickte: »Vertraue mir nur. Ich habe so viele Kinder ans Licht gehoben, mit diesen Händen, ich weiß, wovon ich rede.«

»Du glaubst, dass die Täuschung gelingen kann?«

»Wenn du mir in allem folgst, wird sie gelingen. Aber opfere der Hera, flehe sie an, dass dein Kind dir gleichen möge!«

»Hera war Trojas Feindin.«

»Dann der Eileithyia.«

»Sie ist Heras Tochter.«

»Opfere immerhin! Und wenn du diesen beiden nicht traust, opfere dem Hermes. Ja, tu das – schließlich ist er der Gott der Lügner und der Betrüger.«

»Du hast recht, Dryope, nur – Geburtshelfer ist er nicht.« »Dafür hast du mich«, erwiderte die Alte. »Ich lasse mir nicht ins Handwerk pfuschen, auch nicht von Hermes. Aber es geht ja erst um die nächsten Schritte. In einem Monat kommst du wieder zu mir.«

»Ich käme gern schon eher.«

Dryope sah sie scharf an. »Weil ich aus Thrakien bin?«

»Weil ich mit dir reden kann, offen mit dir reden.«
»Über deinen Anthas, wie?«
»Auch über ihn. Aber nein, nicht nur deswegen. Einen Menschen zu wissen, dem man alles sagen kann, auch wenn man es vielleicht nicht tut, einen Menschen, der versteht ...«
»So fest vertraust du mir und kennst mich noch nicht eine Stunde?«
»Ach, Dryope, ich bin so allein.«
»Höre, mein Kind«, sagte Dryope sehr ernst, »du bist nicht so allein wie du denkst. Du hast Nikostrate, die nur darauf wartet, deine Stütze zu sein.«
»Die Achäerin!« rief Theano.
Dryope wiegte den Kopf. »Noch kannst du nicht anders als hassen. Aber kann sie dafür, dass sie eine Achäerin ist?«
»Nein«, gab Theano zu.
»Denke, auch sie ist eine Frau und ganz einsam.«
»Sie hat einen Sohn.«
»Und was für einen Sohn.« Der Ton, in dem die Alte sprach, war vernichtend. »Er ist ganz der Vater.«
Theano sah sie verwundert an, aber da sie nicht weiter sprach und auch nicht bereit schien, über anderes zu sprechen, verabschiedete sie sich von der sonderbaren Frau und verließ sie. Dryope sah ihr nach. »Die – eine Sklavin?« murmelte sie. »Nie wird sie das sein. Mekisteus, was hat Troja dir mitgegeben?« Sie lachte kurz auf. Kretheus, dachte sie, du da unten bei den Schatten. Das hast du nicht gewusst, damals, als du mich raubtest, dass ich eines Tages Rache üben würde: an deinem Sohn, Kretheus. Mein Kind hast du aussetzen lassen, und kein Gott hat ein freundliches Muttertier geschickt, es zu säugen, keinen Hirten, es zu retten. Als ich aufbegehrte, schicktest du mich zu denen, die das Korn zu mahlen hatten für deinen Tisch. Kretheus, Mekisteus – ihr wisst

nicht, was sich vorbereitet! Der eine kann's nicht wissen, der andere aber wird's erfahren.

Sie erhob sich von ihrem Platz und streckte die Arme zur Erde hinab. Sie rief laut: »Ihr, denen die Rache heilig ist, lasst es mich erleben!«

Mehrmals hatten sie von Mekisteus Nachricht erhalten, stets begleitet von Befehlen: Man möge ihm vom besten Öl oder Wein schicken, auch vom Honig und von den Nüssen, wenn davon noch Vorrat vorhanden wäre. Einmal verlangte er zwei von den jungen Sklaven, die besten natürlich, da seine beiden, Timalkos und Phemios, nicht mehr genügten. So sehr war sein Ansehen in Pylos gestiegen.

Nun plötzlich kam er selbst, wortkarg wie immer, aber völlig verfinstert. Nikostrate trat ihm entgegen, sie war erstaunt, ihn zu sehen, denn er hatte keinerlei Botschaft vorausgeschickt. Sofort wies sie die Frauen an, das Bad zu bereiten, und Theano, ihm frische Kleidung hinzulegen. Erst als sie wieder in die Halle zurückkehrte, fragte sie, was ihn so unvermutet heimgebracht hätte. Zugleich reichte sie ihm die volle Trinkschale.

Er nahm sie, stellte sie aber hin, ohne zu trinken. »Ein Gerücht«, antwortete er. Er zog die dunklen Brauen zusammen, dass an der Nasenwurzel eine tiefe, senkrechte Falte erschien. »Nein, kein Gerücht mehr, heute hören wir, dass es wahr sei. Mutter, Agamemnon ist tot.«

»Agamemnon – tot?«

»Ja. Ermordet von Klytemnestra und Ägisthus, seinem Verwandten, am Tag seiner Rückkehr.«

Nikostrate stand wie versteinert. Dann flüsterte sie: »Von seiner Gattin und seinem Verwandten ...«

»Ihr war er längst mehr als ein Verwandter«, sagte Mekisteus. »Das abscheuliche Weib – sie breitete Purpurdecken vor Agamemnons Fuß, als er vom Wagen stieg, und dann, im Bade, ermordete sie ihn. Fing ihn

wie einen Vogel im Netz. Sie oder Ägisthus vollbrachte die Tat.«

Seine Mutter, die bis dahin am Tisch gestanden hatte, sank auf einen Stuhl. Die Knie zitterten ihr. »Der größte König«, trauerte sie, »und ein solches Ende!«

Er fuhr fort: »Und sie trat vor das Volk hin und rühmte sich der Tat. Sie zählte alles Unrecht auf, das er ihr angetan hatte, und behauptete, recht gehandelt zu haben.«

»Und nun?« fragte Nikostrate.

»Nun regiert sie in Mykenae und teilt den Thron mit Ägisthus.«

Sie strich mit der Hand über ihre Stirn. Ihr schwindelte.

»Die Kinder?« fragte sie mit neuem Schrecken.

»Zwei Töchter noch und ein Sohn. Die eine wurde zur Magd erniedrigt, weil sie die Mutter Mörderin schalt, und Schlimmeres noch. Der Sohn, Orestes, konnte gerettet werden.«

»Gerettet – vor der eigenen Mutter«, schauderte sie.

»Aber ja«, rief Mekisteus ungeduldig, »du glaubst doch nicht, sie hätten ihn verschont?«

Sie wusste es ja: Der Sohn, einmal herangewachsen, musste seinen Vater rächen. Sie neigte den Kopf. »Das ist eine schlimme Nachricht«, sagte sie leise.

»Es ist noch nicht alles, Klytemnestra hat auch Cassandra, Priams Tochter, getötet, die Agamemnon als seine Konkubine mitbrachte. Und sie war die Priesterin Apollons.«

Im Nebengemach fiel etwas und zerschellte am Boden.

»Wer ist da?« rief Mekisteus und wollte aufspringen.

»Deine Trojanerin«, gab Nikostrate zurück. »Und da du hier bist, kann ich es dir selber sagen. Sie wird ein Kind bekommen.«

Nun sprang er doch auf, war mit ein paar Schritten beim Vorhang und riss ihn beiseite. Drinnen lehnte Theano an einem Pfeiler, totenbleich. Zu ihren Füßen lagen die

Scherben einer Schale, zusammen mit den Früchten, die sie enthalten hatte.

»Du«, rief Mekisteus, »du Trojanerin, ist es wahr, was deine Herrin mir sagt?«

Sie antwortete nicht darauf. Sie stöhnte nur: »Kassandra – Cassandra tot –«, und verlor das Bewusstsein.

Nikostrate war schon neben ihr, rief nach Pero, rief nach Psamma, und half, die Ohnmächtige auf das Bett zu legen. »Sie trägt dein Kind, Mekisteus«, zürnte sie, und zum ersten Mal hatte er keine wegwerfende Antwort. Er stand da, unschlüssig, ließ sich von Psamma sagen, dass er im Weg sei, und ging zurück in die Halle. Er sah die volle Trinkschale auf dem Tisch und trank sie in einem Zug leer.

Sie trug sein Kind. Die Trojanerin trug sein Kind. Ein tiefer Atemzug hob seine Brust. »Aber wehe ihr, wenn es kein Sohn ist«, sagte er laut.

An diesem Abend betrank sich Mekisteus. Er leerte Schale auf Schale von seinem schwersten Wein, den sie den ‚Schwarzen‘ nannten. Seine Mutter und ihre Kammerfrauen hatten sich längst zurückgezogen, die Trojanerin, aus ihrer Ohnmacht erwacht, war schon vorher zur Ruhe geschickt worden. Er trank allein, und es dauerte lange, bis er betrunken war. Selbst ein solcher Wein warf Mekisteus so bald nicht um.

Zuerst wurde er weichmütig und hatte großes Mitleid mit sich selbst. Sein Sohn würde von der Trojanerin zur Welt gebracht werden, das war fast ein Unglück. Er trank weiter und wurde zornig: ihm war ein Unrecht geschehen. Sein Sohn, der Sohn einer Sklavin, würde nicht vollwertig sein! Der Gedanke brachte ihn zum Sieden. Timalkos und Phemios hatten große Mühe, ihren Herrn in sein Schlafgemach zu bringen.

Am Morgen musste er beizeiten zurück nach Pylos, aber Theano war früher auf als er. Sie sorgte dafür, dass er mit

allem gut versehen war, sie bediente ihn mit großer Aufmerksamkeit.

Er sah sie mit ganz anderen Augen an, sah, dass sie wohl blass, aber nicht hinfällig war, und dass ihre Stirn klar, ihr Mund fest war, und schön geschnitten. Die ruhige Würde, mit der sie sich bewegte, beeindruckte ihn aufs Neue; einen Augenblick dachte er daran, sie mit nach Pylos zu nehmen. Er verwarf den Einfall sofort. Es gab Frauen genug am Hof des Fürsten, willige, lächelnde, einladende Frauen. Mochte sie hierbleiben, die Trojanerin.

Nikostrate konnte nicht anders, sie musste mit jemandem über das Furchtbare, das sich in der Burg von Mykenae begeben hatte, reden. Und wen hatte sie außer Theano? Es ergab sich von selbst, als sie sich nach ihrem Befinden erkundigte, etwas besorgt wegen ihrer schweren Ohnmacht.

Theano konnte sie beruhigen: Es sei nur der jähe Schrecken gewesen – Kassandras Tod, und ein so grausamer Tod. Das sei nun die letzte von Hekabes Töchtern, setzte sie hinzu, die letzte von den jüngeren. Dass Polyxene am Grab Achilles' geopfert worden war, hatte sie schon in Gerästos gehört; nun sprach sie in bitterem Leid von Merope, die ihr eine gütige Herrin gewesen war, und von den anderen Fürstinnen, die in marmornen Gemächern in Priams Palast gewohnt hatten. Was mochte aus ihnen geworden sein? Andromache, Hektors Gattin, wo war sie jetzt?

»Hast du ihnen nahegestanden?« fragte Nikostrate behutsam.

»Den königlichen Frauen? Nein, nicht nahe. Ich war zu jung. Nur Merope, doch, sie hielt uns wie Töchter. Andromache – wir Mädchen verehrten sie, und nicht nur wir Mädchen. Sie war von allen Frauen Trojas die edelste. Aber Cassandra –«, Theano schwieg, sie schien etwas enträtseln zu wollen.

»Was war mit Cassandra?«

»Sie war die Priesterin in Apollons Tempel, und sie konnte in die Zukunft sehen. Und sie prophezeite es, sie schrie es, als die Männer das hölzerne Pferd in die Stadt schleppten – dass sie den Untergang brächten! Aber niemand glaubte ihr. Es hieß, Apollon hätte ihr zweierlei gegeben, die Kraft der Weissagung und dass sie immer auf Unglauben stoßen würde, wenn sie sie ausübte. Weil sie sich ihm versprochen hatte und dann ihr Versprechen zurücknahm.«

Nikostrate meinte, ja, davon hätte sie auch gehört.

Theano, in trauriges Grübeln versunken, blieb lange stumm. Schließlich kam sie daraus hervor und rief leidenschaftlich: »Einem Gott hat sie sich versagt, und dann musste sie sich einem Agamemnon ergeben!«

»Und musste mit ihm sterben«, murmelte Nikostrate.

»Besser für sie. Besser für uns alle«, rief Theano.

Nikostrate wollte es nicht wahrhaben. Auch sie verfiel in tiefes Sinnen, aber nicht auf lange.

»Sag mir, Theano, glaubst du daran – an Apollon und Cassandra und all das?«

»Ob ich es glaube? Ich glaube nichts mehr. Aber eins weiß ich: sie war besessen. Von ihrem Gott, von seiner Gabe und von seinem Fluch.«

»Du bist sehr jung. Zu jung für solches Wissen.«

»Es ist nicht mein eigenes Wissen. Merope sagte es einmal zu Hekabe, ihrer Mutter, gerade als ich in das Zimmer kam.« Nikostrate überlief ein kalter Schauer. Diese erlauchten Namen, und alle verweht wie Rauch. Sie fasste sich, aber die Erregung war zu groß. »Du, Kind«, rief sie, »du musst leben!«

Und Theano versprach: »Ich werde leben.« Sie dachte nicht mehr, dass es eine Achäerin war, die mit ihr sprach, sondern nur: eine Frau, und ein Band von ihr zu mir. Die Hoffnung verbindet uns. Und sie dachte daran, dass diese Frau vier kleine Töchter begraben hatte. Sie wusste

es von Psamma, die immer wieder davon erzählte, ob man es hören wollte oder nicht.

Es war spät geworden, sie schickte Theano zu Bett. Nur Psamma blieb bei Nikostrate, sie hockte zu Füßen der Herrin, auf nichts bedacht als darauf, das Lämpchen zu betreuen, das ihr Licht spendete.

»Geh auch du schlafen, Psamma«, sagte Nikostrate gütig.

»Nicht, bevor du gehst«, beharrte die Alte.

»Gleich. Gleich komme ich.«

Psamma kannte das. Sie füllte die Lampe noch einmal und verfiel wieder in den leichten Schlaf des Alters.

Nikostrate dachte: Welcher Jammer. Dass es eine Trojanerin sein muss, die sein Kind zur Welt bringen wird! Dieser unselige Krieg. Wie schön, wie gut hätte es sein können, wenn ... Sie ist ihm ebenbürtig, sie ist es wert, Mutter seiner Kinder zu sein, ebenso wie Androklea – nein, mehr als Androklea. Mekisteus aber sieht nur die Sklavin in ihr.

Aktis. Sohn der Trojanerin (1993)

Je mehr Anippe und Myndon von Aktis sahen, desto mehr gab er ihnen zu denken. Je mehr sie über seine Reise hörten, desto weniger verstanden sie, warum er sie unternommen hatte.

Aktis ging leicht darüber hinweg. Im Winter war wenig für ihn zu tun dort in Troja, und da so spät noch ein Schiff fuhr, hatte ihn die Reiselust gepackt. Schon lange hatte er sich gewünscht, die frühere Heimat wieder zu sehen.

»Glaubst du ihm?«, fragte Anippe ihren Mann.

»Nein«, sagte er, »es muss mehr dahinter stecken. Es kann sein, dass er da drüben nicht glücklich ist, oder er hat sich mit Evander entzweit.«

»Die erste Vermutung – da kannst du Recht haben, bei der anderen nicht. Mit niemandem ist leichter auszukommen als mit Evander«, behauptete Anippe. »Und nach allem, was Themiste mir von Aktis erzählte, ist – oder war – er ebenso willfährig. Es muss sich etwas begeben haben, das ihn aus seiner Bahn geworfen hat.«

»Das scheint mir auch so«, meinte Myndon.

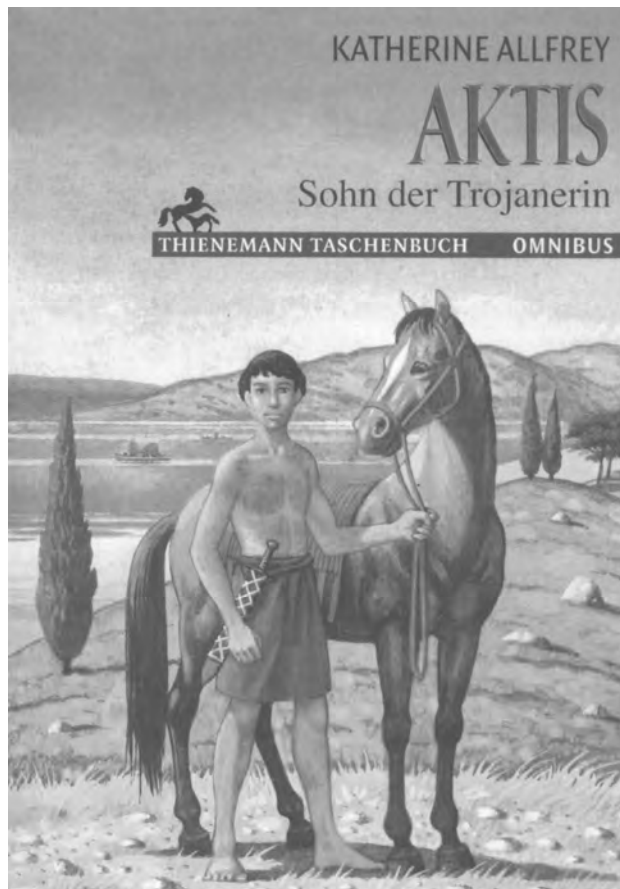
»Und dieser Kreter«, murmelte Anippe. »Was hat ein Kreter mit dem Wiederaufbau Trojas zu tun?«

»Es ist ein Rätsel. Aber eins ist sicher: Er ist Aktis ganz und gar ergeben.«

Wenige Tage später kam der Kreter zu Myndon, der stets als Erster auf war. Völlig verstört berichtete er, dass Aktis fort sei, verschwunden, in der Nacht weggegangen. Er habe nichts mitgenommen als seine Waffen.

Das Rätsel war gelöst. Nun wusste Myndon, was den jungen Trojaner hierher gebracht hatte.

Er lief zu Anippe, die eben das Kind versorgte. »Aktis ist fort – mit seinen Waffen«, sagte er, weiter nichts.



Titelcover Aktis, Sohn der Trojanerin (1993)

Sie fuhr jäh auf. »Mit seinen Waffen?«, wiederholte sie. »Nun wissen wir es!«

»Ja«, sagte Myndon schwer. »Ich muss nach Erytheia.«
»Du darfst nicht dahin. Gerade du nicht! Es wäre das Ärgste, was du tun könntest. Willst du Mekisteus und seine Horde hierher bringen? Du weißt, wie er sich an Themistes Heiligtum gerächt hat, als er sie und Alkyone nicht mehr vorfand.«

Das Kind wurde unruhig, es begann zu weinen. Sie legte es an die Brust und sprach ihm leise zu. Sie blickte auf.
»Auch dies Kind würde Mekisteus nicht verschonen, wüsste er erst, was und wer wir sind.«

Myndon musste seiner Frau Recht geben, trotzdem fuhr es ihm heraus: »Ich kann den Jungen doch nicht einfach einem solchen Geschick überlassen!«

»Wenn es sein Geschick ist, wie kannst du es aufhalten?«, fragte Anippe. »Außerdem – bist du ein Kriegermann, hast du ein Heer, es gegen Mekisteus zu führen? Aktis ist wenigstens mit Waffen vertraut.«

»Er allein gegen Mekisteus!«

»Gerade darum könnte es gelingen. Geh, Myndon, frag den Kreter aus, wie kriegstüchtig Aktis ist! Ich komme dir nach, sobald dein Sohn gesättigt ist.«

Myndon ging.

Itys stand noch auf demselben Fleck, an dem er ihn zurückgelassen hatte. Myndon nahm ihn beim Arm – er war überrascht, wie fest dieser schlanke Arm war –, führte ihn nach draußen und befahl: »Nun gib mir Antwort auf jede Frage. Antwort, aber keine Lüge.«

»So gut ich's kann, Herr.«

Herr? So sprach ein Dienender. Aktis hatte ihn seinen Gefährten, seinen Freund genannt. Nun, das ließ sich später klären. Myndon begann mit einer Frage, die eher ein Vorwurf war: »Warum bist du nicht mit ihm gegangen?«

»Herr, ich bat und bat ihn, aber er ließ es nicht zu. Er hat auch nie gesagt, was er im Sinn hatte, nur, dass es nicht ohne Gefahr sei. Er nannte es seine Aufgabe.«

Das bestätigte nur, was Myndon schon ahnte. Ihm war jetzt etwas anderes wichtiger. Er schlug einen milderen Ton an: »Du warst bei ihm in Troja, du hast gesehen, was er dort getan hat –«

»Nicht nur gesehen, Herr. Mitgemacht.« Und Itys beschrieb, was alles in Aktis' Lager geübt worden, wie es dort zugegangen war. Er war ein Kreter, er sprach ausführlich und gut.

Myndon hörte ihm aufmerksam zu. »Du glaubst also, dass er ein rechter Kämpfer ist und nicht leicht zu schlagen?« »Wir hatten einen im Lager, der die Streitlust selber war; er konnte aber nichts als wild draufloschlagen. Was für einen Schwertkämpfer hat Aktis aus dem gemacht!«

»Und aus dir?«

Ein leises Lächeln kam in die Augen des Kreters. »Seinen besten Bogenschützen«, sagte er. Ehrlich fügte er hinzu: »Mir lag nichts an der Waffenkunst, ich bin ein Akrobat. Aber Aktis ließ nicht locker, bis er es erzielt hatte – dass auch ich etwas leistete.«

Anippe erschien in der offenen Tür. »Kommt und esst«, rief sie den beiden Männern zu. Sie folgten, redeten aber weiter. Was Myndon noch Sorgen machte, war, dass Aktis einem alten, erfahrenen Krieger gegenüberstehen würde, nicht jungen Neulingen. »Es wird kein Spiel sein, Itys, sondern grimmiger Ernst.«

»Und er ging allein!«, rief Itys.

»Das ist es eben, was ich nicht verstehe. Er brachte dich mit, hierher zu uns, und er ging allein. Warum brachte er dich mit?«

»Weil er mich nicht loswerden konnte.« Itys brach einen Bissen von dem frischen, warmen Brot, aß ihn aber

nicht. »Herr«, versuchte er zu erklären und war wieder still.

»Nenne mich nicht Herr«, sagte Myndon gütig, »ich bin ein einfacher Landmann. Sprich nur, so geht es leichter.« Und Itys erzählte, wie es zugegangen war. Wie Aktis ihn gespeist hatte, als er halb verhungert war, wie er ihn schon vorher hatte frei ausgehen lassen, statt ihn zu strafen –

»Du warst also sein Sklave«, warf Myndon ein.

»Nicht sein Sklave, sondern der Sklave Trojas. Oder des Evander, so genau weiß ich es nicht. Aber Aktis – statt mich zu strafen, teilte er sein Brot mit mir und hieß mich gehen.«

Myndon nickte. Er versank in tiefes Nachdenken. Schließlich rief er ungeduldig: »Wenn ich nur wüsste, ob er zuerst nach Pylos oder gleich nach Erytheia gegangen ist!« Anippe, die gerade wieder hereingekommen war, blieb wie angewurzelt stehen. Erytheia! »Der Lenker der kleinen Pferde!«, rief sie laut.

Myndon sprang auf. »Den brauchen wir jetzt.« Damit war er aus der Tür.

Itys verstand nichts, aber auch gar nichts mehr. Hilflos sah er die junge Frau an. Sie fragte: »Hat Aktis nie mit dir über Erytheia und den Lenker gesprochen?«

Der Kreter besann sich. »Sehr wenig«, gab er zurück. »Nur einmal, als wir nach Triphylia kamen, sprach er von einem Waldmenschen, der ihm das Reiten beigebracht hatte. Er sei sein einziger Freund gewesen. Könnte das dieser Lenker gewesen sein?«

»Das ist er. Wenn einer helfen kann, ihn zu finden, dann ist er es.«

»Und Myndon ist hin, ihn zu holen?«

»Man holt ihn nicht, er findet sich ein. Wo war Aktis gestern – oder warst du nicht den ganzen Tag bei ihm?«

»Nein, nicht den ganzen Tag. Er ging allein zu einem Heiligtum in der Nähe.«

»Danke, Itys, danke!« Damit war auch sie fort, lief Myndon nach über den Hof.

Er ließ sich auf die Bank fallen. Dass er nichts tun konnte – dass niemand ihm sagte, was das alles bedeutete! Und es ging um Aktis, seinen Freund.

Niedergeschlagen kamen die beiden wieder ins Haus. Keiner der Hofleute hatte den Lenker der kleinen Pferde auch nur von weitem gesehen, seit vielen Tagen nicht. Er kam und ging, wie es ihm behagte, er blieb oder verschwand, und niemand wusste, was ihn trieb.

Anippe beschrieb ihn: »Ein kleiner, struppiger Mann, so struppig wie seine Pferde, und die sind nicht größer als unsere Ziegen. Er soll aus einem Gebirge stammen, weit, weit von hier; der Fürst jenes Landes schickte ihn mit einem Hengst und einer Stute zu Nestor, seinem Gastfreund. Als Geschenk. Da war Aktis noch klein, er kam auf einem Wagen hierher, den die kleinen Pferde zogen.« Itys hatte gebannt zugehört. »Und ihr meint, dieser Waldmensch könnte wissen, wo Aktis geblieben ist?«

»Wenn er in der Nähe war, sind sie zusammen gegangen«, versicherte Myndon, »er liebt Aktis wie eins seiner Fohlen. – Anippe, gib uns etwas zum Essen mit! Wir gehen sofort, Itys und ich.«

»Wohin?«, rief sie erschrocken. »Nach Erytheia?« »Nein, zu den Köhlern am Berg hinter dem Heiligtum. Die könnten wissen, ob er in letzter Zeit dort umhergezogen ist.«

»Das wäre –!«

Sie flog, Mundvorrat zu holen. Myndon rief nach seinem Pferd. »Aber nein«, hielt er betroffen ein, »du kannst nicht reiten – oder doch?«

»Nicht richtig«, gestand Itys. »Nur auf einem Pferd sitzen, das jemand führt.«

»Das würde uns nur hindern«, entschied Myndon. »Du bleibst besser hier. Sorge dich nicht, deine Stunde wird kommen, wenn wir erst wissen, wo Aktis ist.« Er ver-

sprach, am Abend zurück zu sein, rief dem Knecht zu, sich um den Gast zu kümmern, und nahm Abschied von Anippe. »Wenn es zu spät werden sollte, bleib bei den Köhlern«, rief sie ihm nach.

Nachdem Itys unglücklich auf dem Hof hin und her gewandert war – auf Bauernhöfen war er nicht gerade zu Hause –, suchte er Anippe auf und bat sie, ihm den Weg zu jenem Heiligtum zu zeigen, von dem die Rede gewesen war. »Warte, bis das Kind eingeschlafen ist, dann gehe ich mit dir hin«, schlug sie vor.

Bald darauf standen sie vor den Trümmern, die einst ein Schrein gewesen waren. »Und dort«, zeigte Anippe auf andere Mauerreste, »wohnten wir, die Priesterin Themiste und ich.«

»Und dem Mann, der das getan hat, will Aktis gegenüberstehen?«, sagte Itys entsetzt.

»Es darf nicht sein. Sie wird es nicht zulassen.« Und Anippe erhob die Arme zum Anruf.

»Sie?«, fragte Itys scheu.

»Die Göttin des Schreins. Sprich nicht! Sie ist noch hier.«

Lebensstationen in Bildern



Als Lehrlin, 1926



Porträtaufnahme, 1932



Aus der Zeit des Wandervogels; erste Reihe, Dritte von links



Aus der Zeit des Wandervogels; links im Bild



In Griechenland, 1933



In Griechenland, 1935



Neuseeland. Mit der Eselin Maruli, 1938.



Mit ihrem Ehemann Anthony und Tochter Ingrid



In Griechenland, um 1980

Nachwort

Die 1910 in dem kleinen Ort Verl bei Gütersloh geborene und 2001 im Badischen Binzen verstorbene Autorin Katherine Allfrey geborene Forjahn zählte zu den bekanntesten deutschen Kinder- und Jugendbuchautorinnen der 1960er und 1970er Jahre. 1964 wurde sie mit dem Deutschen Kinder- und Jugendbuchpreis ausgezeichnet. Mehrere ihrer insgesamt 19 Bücher sind noch heute im Buchhandel greifbar. Bei der Schnelllebigkeit des Buchmarktes ist das keine Selbstverständlichkeit.

Katharine Allfrey war eine bemerkenswerte Frau, die ein außergewöhnliches Leben führte. Es ist faszinierend zu sehen, wie sich eine junge, aus ärmlichen Verhältnissen stammende Frau emanzipierte, wie sie, im Umkreis der Wandervogelbewegung, nach neuen Lebensformen suchte und ihr persönliches Glück später in anderen Ländern fand. Über all dies hat sie geschrieben, nicht nur Kinder- und Jugendbücher, sondern auch Gedichte und Reiseberichte.

Allfreys Leben und Werk war Gegenstand der von Christoph Knüppel konzipierten Ausstellung *Die Schreiblust bleibt immer bestehen. Leben und Werk der deutschen Kinder- und Jugendbuchautorin Katherine Allfrey geb. Forjahn*, die 2004 an mehreren Stationen in Westfalen zu sehen war und eine erste umfassende Materialsichtung vornahm. Begleitend erschien im Privatdruck eine von Knüppel erstellte 50-seitige Broschüre, die Einblicke in Werke, Briefe und Tagebücher der Autorin gab und auch ihre kunsthandwerklichen Fertigkeiten und ihr Musik- und Maltalent vorstellte.

Die genannte Ausstellung war Impulsgeber für die Veröffentlichung von Vinah Gödden *Katharine Allfrey (1910-2001). Porträt einer deutsch-englischen Jugendbuchautorin*, die 2008 im Rahmen der Schriftenreihe der LWL-Literaturkommission für Westfalen im Bielefelder

Aisthesis-Verlag erschien.¹ Die Verfasserin unterzog den Nachlass der Autorin einer erneuten Sichtung. Das Lebensbild der Autorin konnte wesentlich ergänzt werden. Außerdem ordnete die Verfasserin Allfreys Schaffen ins Kontinuum der deutschen Kinder- und Jugendbuchlandschaft ein. Ein Interview mit Ingrid Dingwall, Tochter Katherine Allfreys, und der Kinder- und Jugendbuchautorin Irina Korschunow, die mit Katherine Allfrey persönlich bekannt war, runden die Untersuchung ab.

Von besonderer Bedeutung sind die zahlreichen zitierten Auszüge aus den Briefen und Tagebüchern Allfreys. Sie bieten ein authentisches Porträt der Schriftstellerin und dokumentieren ihren Selbstfindungsprozess und literarischen Werdegang.

Katherine Allfrey wurde 1910 als Paula Katharina Forjahn im westfälischen Verl nahe Gütersloh geboren. Sie wuchs in Hamm auf, wo sie die katholische Volksschule besuchte. Anschließend trat sie eine Lehre als Verkäuferin in einem Hammer Warenhaus an. Vielseitig interessiert und begabt, erweiterte sie schon damals ihre Sprachkenntnisse und unternahm erste Schreibversuche: »... ich weiß es noch genau: ich spielte im Treppenhaus, als mir plötzlich der Gedanke kam: Gedichte werden von jemand gemacht. Gut! dann konnten sie auch von mir gemacht werden, und ich fing gleich an. Und war gleich in Schwierigkeiten, weil sich Honig nicht auf König reimen wollte ...«

Die »Wandervogelbewegung« erweckte ihr Interesse an alternativen Lebensformen. Sie las damals Rilke, Stefan George, zeitgenössische Romane und Erzählungen. In ihrem Tagebuch notiert sie Jahre später rückblickend:

¹ Die im Folgenden zitierten Quellen stammen, sofern nicht anders angegeben, aus Vinah Göddens Monographie.

»Glücklich zu sein, viel zu sehen, Sorglosigkeit, Abenteuer: das ist mir die beste Lebensschule und bewahrt vor dem Spießbürgertum, das mir so verhasst ist. Natürlich gibt es da keine Sicherheit. Natürlich landet man oft in Sackgassen oder in entsetzlich engen Löchern, man verläuft sich nach allen Regeln der Kunst, niemand weiß das besser als ich. Man hungert und friert, man sündigt und bereut, aber man sieht fremde Schönheit, lernt fremde Sprachen, man ist der Erde nah wie fließendes Wasser, man lebt ein Leben tausendfältig – das wiegt alle Scheinsicherheit der Vorsichtigen auf. Man muss schon den Wandervogeltrieb im Blut haben.«

Ihre Stelle als Verkäuferin gab sie auf, um als Helferin auf der Jugendburg Freusburg nahe Siegen zu arbeiten (»Hamm und mein Beruf schienen mir unerträglich«). In Freusburg erlebte sie damals »die schönste Zeit« ihrer Jugend. Nach Absolvierung ihres »Praktikums« wurde sie Helferin im »Lichtschulheim Lüneburger Land«. In ihrem Bewerbungsschreiben heißt es: »Ich bin 22 Jahre alt, ein gesunder und immer fröhlicher Mensch. Seit 1926 bin ich Wandervogel, seit drei Jahren Lichtfreundin und Vegetarierin. Meine Haushalts- und vor allem die neuzeitlichen Kochkenntnisse sammelte ich auf der Jugendburg Freusburg an der Sieg im letzten Sommerhalbjahr. Es gab viel zu lernen auf der Burg, wir Helferinnen wurden zu allen Arbeiten, auch zur Gartenarbeit, herangezogen, und ich habe jederzeit freudig getan, was von mir verlangt wurde. [...] Jederzeit stehe ich Ihnen gerne zur Verfügung. Ich warte ja nur darauf, dass man mich brauche.«

Im genannten »Lichtschulheim« lernt sie den Journalisten Dimitri Woridi aus Athen kennen. Er sollte mithelfen, das Landschulheim für einige Zeit nach Griechenland zu verlegen. »Obwohl sich der Gast nur zwei Tage in Glüsing aufgehalten hat, fasst Katharine For-

jahn Hals über Kopf den Entschluss, ihn nach Griechenland zu begleiten.« (Christoph Knüppel)

Ihre dortige Anlaufstation war Athen. Es stellte sich jedoch heraus, dass die Eltern der Landschulkinder Wori-dis Vorhaben nicht unterstützen wollten. Die Projekt-idee war damit gescheitert. 1933 wurde das Landschul-heim von den Nationalsozialisten geschlossen. Paula For-jahn hätte sich, wenn sie nach Deutschland zurückge-kehrt wäre, nach einer neuen Stelle umsehen müssen.

Sie entschloss sich, auf eigene Faust in Griechenland zu bleiben. Dort schlug sie sich zunächst als Serviererin in einem Imbiss und »einmal sogar als Reklamefigur für Wiener Würstchen in einem Delikatessenladen« durch, wie sie 1963 gegenüber dem Dressler-Verlag erwähnte. In dieser Zeit sei sie »oft hungrig, aber auch sehr glück-lich« gewesen. Ihr besonderes Geschick im Umgang mit Kindern verhalf ihr kurze Zeit später zu einer Anstellung als Kindermädchen bei einer wohlhabenden griechischen Familie. Mit der Griechin Hypatia Mavrogordaron und der ebenfalls aus Hamm stammenden Grete Wolff bezog sie ein Haus in Athen. Im Oktober 1934 gab sie auch diese Stelle auf und begann, Studenten, Kaufleuten und Ingenieuren Deutschunterricht zu erteilen.

Sie freundete sich damals mit der Schriftstellerin Mari- anne Klaar an, die in Griechenland studierte. In deren 1947 erschienenen Buch *Die gastliche Stadt* finden sich Erinnerung an die gemeinsam in Griechenland verbrach- te Zeit. Paula Forjahn wird unter dem Pseudonym Anna oft erwähnt. Sie wird als unabhängige, natürliche Froh- natur beschrieben, die die Gabe besessen habe, durch ihre positive Ausstrahlung Personen aus ihrer Umgebung in ihren Bann zu ziehen: »Ihr eigen ist eine tiefe Kraft, eine bewundernswerte Energie, mit der sie das Leben meistert. Leicht ist es für Anna bestimmt nicht – sie ist schon einige Jahre hier, ein sehr hübsches junges Mäd- chen, allein auf dem Balkan. Sie hat seltenen Unterneh-

mungsgeist, Fröhlichkeit, die sich bis zum Leichtsinn steigern kann, und keine Scheu vor dem Leben. Eine Zeit lang hat sie – jung, blühend, anziehend – in lichtblauer Schürze mit kleidsamer Haube als Angestellte einer modernen sauberen Imbissstube heiße Würstchen am Buffet [!] ausgegeben. Unter der Haube lugten blonde, weiche Locken hervor, ein Paar blaue Augen lachten – die Hände arbeiteten flink, das ganze Mädchen gewandt, schlagfertig – schlank mit langen Beinen, leichtfüßig. Die jungen griechischen Akademiker – jene besonders, die lieber leben als arbeiten – drängten sich in Massen an diesen Würstchenstand.« 23-jährig schrieb die Autorin: »Athen ist eine wunderschöne Stadt, ich geh mit Wonne bummeln und seh mir alles an. Dabei lernt man Land und Leute am besten kennen[...]«

Seit ihrer Kindheit interessierte sich Paula Forjahn für griechische Mythen und Sagen. In Athen vertiefte sie diese Kenntnisse. »Das Wissen holt sie sich, aufgeschlossen, wo es sich bietet. Mit einem Literaturhistoriker [...] aus Deutschland, führt sie stundenlange Gespräche, lässt sich von ihm Fachbücher geben, Lücken ihrer Bildung schließen.« (Marianne Klar) Daneben arbeitete sie an ihren Sprachkenntnissen. Am 12. Juli 1944 notierte sie in ihrem Tagebucheintrag: »In Griechenland lernte ich zwei fremde Sprachen, griechisch und französisch, keine besonders gut, aber gut genug um mir bleibende Freude zu geben; dort lernte ich fremde Wildblumen kennen, die sparsame Schönheit nackter Hügel zu würdigen und fremde seltsame Speisen zu genießen; dort fand ich soviel Schönheit um ganz darin unterzugehen, und die Wirklichkeit der alten Götter. Ich lernte griechische Geschichte lesen, und Platon und Sophokles und Herodot.«

Später bezeichnet Allfrey jene Zeit als die »fünf wichtigsten und erfülltesten« Jahre ihres Lebens.

Nur ein einziges Mal kam Paula Forjahn in dieser Zeit nach Deutschland. Sie schrieb: »Einmal kehrte ich nach

Deutschland zurück, 1936, fand mich aber in Hitlers Ära nicht zurecht; zudem war ich Pazifistin.« Eine Rückkehr kam für sie nicht infrage. Auch aus einem Tagebucheintrag aus dem Jahre 1944 spricht ihre Abneigung gegenüber dem Nationalsozialismus: »Ich habe die militärische Entwicklung des dritten Reiches immer mit dem größten Mißtrauen angesehen.«

Im Sommer 1936 lernte Paula Forjahn ihren späteren Ehemann, den britischen Flugzeugingenieur Anthony Allfrey, kennen. Er arbeitete für das Unternehmen Royal Aircraft in Farnborough und musste schon bald nach England zurückkehren. Im folgenden Sommer kam er erneut nach Griechenland. Am 7. August 1937 heiratete das Paar im britischen Konsulat in Athen. Paula Forjahn wurde damit britische Staatsbürgerin und hieß von nun an Paula Katherine Allfrey.

1937 zog das Ehepaar ins englische Sunningdale und später nach Manchester. Unzufrieden mit dem bürgerlichen Leben, wanderten beide nach Neuseeland aus, um dort als Schafzüchter zu leben. Zunächst erkundete man die Insel – nicht mit dem Auto, sondern mit einem Esel. 1940 errichtete man nahe Tauranga ein Holzhaus. Als dieses einem Feuer zum Opfer fällt, schrieb Katharine, die inzwischen Mutter geworden war: »Ich bin ganz losgelöst von diesem Land und möchte mich nicht wieder einwurzeln.« Sie konnte und wollte in Neuseeland nicht heimisch werden. Es folgten wechselvolle Jahre und mehrere Umzüge. Katharines Mann wurde zum Militär eingezogen.

1942 wohnte die Familie in Cambridge auf der Nordinsel Neuseelands. Katherine Allfrey notierte damals in ihrem Tagebuch: »Mein Gehirn ist rastlos tätig über Nähen, Stricken und Sticken und aller Hausarbeit. Beim Bohnenschnippeln denke ich meine Geschichten aus, und wenn ich nachts nicht schlafen kann, dann schreiben meine Gedanken ganze Kapitel. [...] Geschichten

könnte ich wochenlang schreiben, soviel Material hab ich im Kopf.«

Seit 1944 war die Familie in Pinehaven ansässig. Die inzwischen zweifache Mutter fühlte sich immer mehr zur Schriftstellerin hingezogen. 1945 nahm Anthony Allfrey eine Stelle als Dozent an der Universität von Canterbury in Christchurch an. Wenig später folgte ihm Katherine mit ihren nun drei Kindern. Erneut plante man eine Auswanderung, diesmal nach Kanada. Als Anthony Allfrey eine Dozentenstelle an der Technischen Hochschule in Bristol in Aussicht gestellt wurde, entschloss man sich zur Rückkehr nach Europa. 1950 ließ man sich in einem Dorf nahe Bristol nieder, wo die Familie fast vierzig Jahre lebte. Kurz vor ihrer Ankunft in England notierte Katherine: »Die unmittelbare Vergangenheit scheint abgeschnitten und weggegeben, aber die Zukunft kommt näher und greift mit kleinen grünen Ranken nach mir, wie eine attische Rebe. Bald wird sie mich ganz umstrickt haben. Wie gerne, lieber Gott, wie gerne. Kleine scharf beleuchtete Bilder zucken vor die geistigen Augen und fort. Pfefferbäume an einer weißen Athener Straße; man riecht ihren scharfen Atem und den heißen Staub; die römischen Reste im Nationalgarten eben dort; ein Fluss in Westfalen; eine Allee. Die Bäume am Ostenwall in Hamm; das Giebelwald-Tal bei der Freusburg. Nur noch eine Woche und wir sind in England.«

1955 erschien Katherine Allfreys erstes Buch *Grisi und die kleinen Leute* im renommierten Stuttgarter Karl Thiemann-Verlag – ihre schriftstellerische Laufbahn begann. 1964 erhielt sie für *Delphinensommer* überraschend den Deutschen Kinderbuchpreis. »Man fühlt nicht viel, nur die Erleichterung, dass es nicht schlecht ausgegangen ist. Es ist noch nicht recht wirklich. Ich muss es erst schwarz auf weiß sehen.« Das Buch wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt, unter anderem ins Afrikaanse (1965), Amerikanische (1966), Englische (1967), Nie-

derländische (1967), Portugiesische (1967), Italienische (1972) Finnische (1978) und Griechische (1983). Katherine Allfrey war jetzt in der deutschen Kinderbuchszene präsent. Es fiel ihr leicht, für ihre weiteren Bücher Verlage zu finden.

1968 erfüllte sich Kathetine Allfrey einen Traum. Die Familie erwarb auf der kleinen griechischen Insel Schinoussa ein Grundstück, das bald bebaut wurde. Bis zum Verkauf des Anwesens 1982 unternahm Katherine Allfrey fast jedes Jahr – meist im Frühjahr – die lange und mühsame Reise zu ihrer »Insel der Seligen«. Diese war nur von rund 100 Menschen bewohnt und wurde erst 1984 mit Strom versorgt. Auf Schinoussa erlebt sie immer wieder äußerst produktive Schreibphasen. Von den 13 Büchern, die sie nach dem *Delphinensommer* verfasste, spielen sieben in Griechenland. Darunter sind mit *Taube unter Falken* (1971), *Die Erscheinung in der Schlucht* (1989) und *Die Trojanerin* (1990) ihre vielleicht besten Jugendbücher (Christoph Knüppel).

Auch im Alter war Katherine Allfrey noch viel auf Reisen. Ihr Sohn Wolfgang Michael lebte in Australien, ihre Tochter in Indien. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte die Autorin in dem südbadischen Dorf Binzen bei Lörrach. Ihre Schreiblust war ungebrochen. In ihrem Tagebuch zog sie das Resümee ihrer literarischen Arbeit: »Zufrieden mit meinen Büchern? Nie, während ich sie schreibe. Man erreicht ja nie, was man erstrebt. Zufrieden mit mir als Jugendbuchschriftstellerin? Na ja, so und so. Als Schriftstellerin? Nein. Was ich schreiben wollte, habe ich nie geschrieben, ich hatte nicht genug Hirn. Und doch ist dies eine positive Antwort, nämlich dass ich es erkannt und akzeptiert habe.« Noch im hohen Alter las sie vor Schulklassen in ihrer Umgebung. Sie starb am 8. Dezember 2001 in Binzen.

Katherine Allfrey verfasste – neben zahlreichen kleineren Beiträgen in Zeirungen – insgesamt 19 Bücher. *Der Spuk*

im Goldenen Kürbis und *Grisi und die kleinen Leute* wurden einige Jahre später unter den Titeln *Trixis Tricks* (1991) und *Das Kind, das mit den Vögeln sprach* (1968) neu aufgelegt. Im Buchhandel sind *Delphinensommer* und *Taube unter Falken* nach wie vor präsent. Die übrigen Titel sind über (Internet-)Antiquariate nach wie vor greifbar. Eine Ausnahme bilden lediglich ihre noch unter dem Namen Katherine Forjahn veröffentlichten ersten Werke *Grisi und die kleinen Leute* sowie *Zuflucht im heimlichen Haus* und *Der Weg nach Tir-nan-Og*.

Bestimmte Themen ziehen sich wie ein roter Faden durch Katherine Allfreys Werk. Hierzu gehört der enge Bezug zur eigenen Biografie. »Es stimmt schon, dass der Lebensweg eines Autors eng mit seinem Schaffen verknüpft ist, und doch kommt es mir oft merkwürdig vor, was daraus wird. Bei mir wenigstens; von anderen weiß ich zu wenig.«

Bei der Wahl ihrer Themen ging die Autorin nicht systematisch vor, sondern ließ sich von ihrer Intuition leiten: Dies wird aus einem Brief an ihre junge Leserin Catharina Stolz deutlich: »Du fragtest mich, woher ich meine Themen nehme. Ja, weißt Du – eigentlich nehmen sie mich. Besser noch, sie übernehmen mich. Es kann ein Wort sein, das mich anrührt, eine Landschaft, oder, wie in ›Erscheinung der Schlucht‹ eine Kirche.« Auch der Handlungsverlauf entwickelte sie erst während des Schreibens. Als sie ihr letztes Buch, *Aktis, Sohn der Trojanerin*, verfasste, erwähnte sie ihrer Lektorin Katharina Georgi gegenüber: »Merkwürdig, es sind gerade zwei gänzlich neue Gestalten hinzugekommen, ich weiß nicht, woher, noch weiß ich wozu.« Sie ließ die Geschichte zunächst einmal »sich selbst« entwickeln und führte erst dann Korrekturvorgänge durch.

Schreiben um des Gelderwerbs willen war der Autorin völlig fremd. Dies hätte impliziert, dass sie sich stark an anderen Autorinnen und Autoren oder bestimmten

literarischen Strömungen orientiert hätte. Auch unmittelbare Vorbilder gab es für sie nicht. Ingrid Dingwall: »Sie hat sich meines Erachtens an niemandem orientiert, was die Kinderbuchliteratur angeht. Sie wollte ja auch eigentlich Dichterin, Poetin werden.« Bücher anderer Autoren beurteilte sie größtenteils kritisch. Die einzige Kinderautorin, die sie gern las, war Astrid Lindgren. Für Katherine Allfrey galt als oberste Maxime: Sie thematisiert in ihren Kinderbüchern immer nur das, was sie selbst interessierte.

Katherine Allfreys Werke erschienen bei renommierten Kinderbuchverlagen. Dies galt schon für ihr Debüt *Grisi und die kleinen Leute*. Der Thienemann-Verlag ist bis heute einer der traditionsreichsten Bilder-, Kinder- und Jugendbuchverlage im deutschsprachigen Raum. Auch der Arena-Verlag, bei dem vier Bücher Allfreys erschienen, genießt einen sehr guten Ruf. Weit über einhundert Bücher dieses Verlagshauses kamen auf die Auswahlliste des Deutschen Jugendliteraturpreises, von denen elf mit Preisen ausgezeichnet wurden. Darüber hinaus wurden einige von Katherine Allfreys Büchern vom Oetinger-, dem Deutschen Taschenbuch-Verlag und dem Ravensburger-Verlag neu aufgelegt. Der Oetinger-Verlag brachte bis 1989 drei Neuauflagen vom *Delphinensommer* heraus. Bei dtv kam es zwischen 1971 und 1976 zu vier Neuauflagen von *Penny Brown* sowie 1990 zur Veröffentlichung der Erzählung *Der Mitternachtshund*. Der Ravensburger-Verlag brachte 1991 eine Neuauflage von *Auch für Lambis scheint die Sonne* heraus.

Vinah Gödden gelangt in ihrer Monographie über die Autorin zu folgender Schlussbetrachtung: »Das Werk Allfreys zeichnet sich [...] durch ein hohes Maß an thematischer Eigenständigkeit und ideologischer Unbefangenheit aus. Der Autorin kommt dabei das Verdienst zu, eine große Leserschaft auf die Faszination der griechischen Sagen- und Mythenwelt aufmerksam gemacht

zu haben. In der Eigenständigkeit, mit der Allfrey ihre Vorstellungen vom ‚anderen‘ Kinderbuch umsetzte, erinnert sie an ‚große‘ Kinder- und Jugendbuchautorinnen wie Astrid Lindgren, Erich Kästner, James Krüss oder Otfried Preußler, die ebenfalls dem Reich der Phantasie Priorität einräumten und gegenüber dem realistischen Jugendbuch verteidigten. Dennoch klammerte die Autorin die realistische Ebene nicht aus. Ihre Phantasieerzählungen stellen keine Aufforderung zum Eskapismus dar. Sie verstehen sich vielmehr als Hilfsmittel, um die oft nüchterne Wirklichkeit durch die Gabe der Phantasie zu verzaubern. Hieraus lassen sich, in einem zweiten Schritt, möglicherweise produktive und positive Handlungsmaximen ableiten. Auch darüber hinaus zeichnen sich Allfreys Kinder- und Jugendbücher durch ein hohes Maß an Individualität aus. Auch wenn die Botschaften ihrer Bücher heute oft altbacken und antiquiert anmuten, verfolgen sie niemals das Ziel einer aufgestülpten Moraldidaxe. Allfrey vermittelt vielmehr auf spielerische Art und Weise Ideale, die sich aus ihrer eigenen Lebensführung ableiteten. Viele dieser Leitbilder decken sich mit der Philosophie der Wandervogel-Bewegung, in der Allfrey in jungen Jahren so etwas wie eine ‚geistige Heimat‘ fand. Gemeinschaftssinn, Bescheidenheit, Menschlichkeit, Hilfsbereitschaft, Ehrlichkeit, Treue – all diese Postulate waren Motive der Wandervogel-Bewegung, die von der Autorin zeitlebens hoch geschätzt wurden. Große Bewunderung nötigt die enorme Produktivität der Autorin ab. Allfrey war Schriftstellerin mit Leib und Seele. Auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten und Phasen großer familiärer Beanspruchung hielt ihrer schriftstellerische Energie unvermindert an. Ihr Phantasie reich tum schien bis ins Alter nicht zu versiegen. Katherine Allfrey war eine sehr willensstarke und unabhängige Frau, die es mit ihrer ‚sorglosen, Abenteuer liebenden Lebensführung‘ und ihren ‚Es-wird-schon-

werden-Lebensregeln‘ (wie sie über sich selber schreibt) weit gebracht hat. Ihre langjährige Lektorin und Freundin Katharina Georgi bezeichnete sie in einem Nachruf in der Jugendzeitschrift ‚Eselsohr‘ als ‚unkompliziert, kooperativ und aufgeschlossen, ohne jegliche Vorbehalte‘. So habe auch ich sie durch das Lesen zahlreicher Briefe, ihrer Tagebücher und durch das Gespräch mit ihrer Tochter Ingrid Dingwall kennengelernt.«

Textnachweise

Delphinensommer: Berlin: Cecilie Dressler Verlag 1963, S. 56-87 – *Penny Brown*: Ebd. 1964; hier nach der Ausgabe: München: dtv 1971, S. 44-52 – *Dimitri*: Berlin: Cecilie Dressler Verlag 1966, S. 6-17 – *Rauhbeins im Busch*: Balve: Engelbert-Verlag 1970, S. 148-156 – *Spuk im goldenen Kürbis*: Berlin: Cecilie Dressler Verlag 1970, S. 48-59 – *Sie kamen nach Delos*: Würzburg: Arena-Verlag 1980, S. 98-109 – *Der flammende Baum*: Ebd. 1982, S. 118-128 – *Achim winkt den Zügen zu*: Ebd., 1984, S. 33-41 – *Das Haus am Deich*: Stuttgart: Thienemann 1988, S. 105-116 – *Die Erscheinung in der Schlucht*: Ebd. 1989, S. 76-82 – *Die Trojanerin*: Ebd. 1990, S. 52-65 – *Aktis. Sohn der Trojanerin*: Ebd. 1993, S. 213-219.

Bildnachweise

Sämtliche Fotos: Allfrey-Nachlass, Privatbesitz; Kopiensammlung Westfälisches Literaturarchiv im LWL-Archivamt für Westfalen.